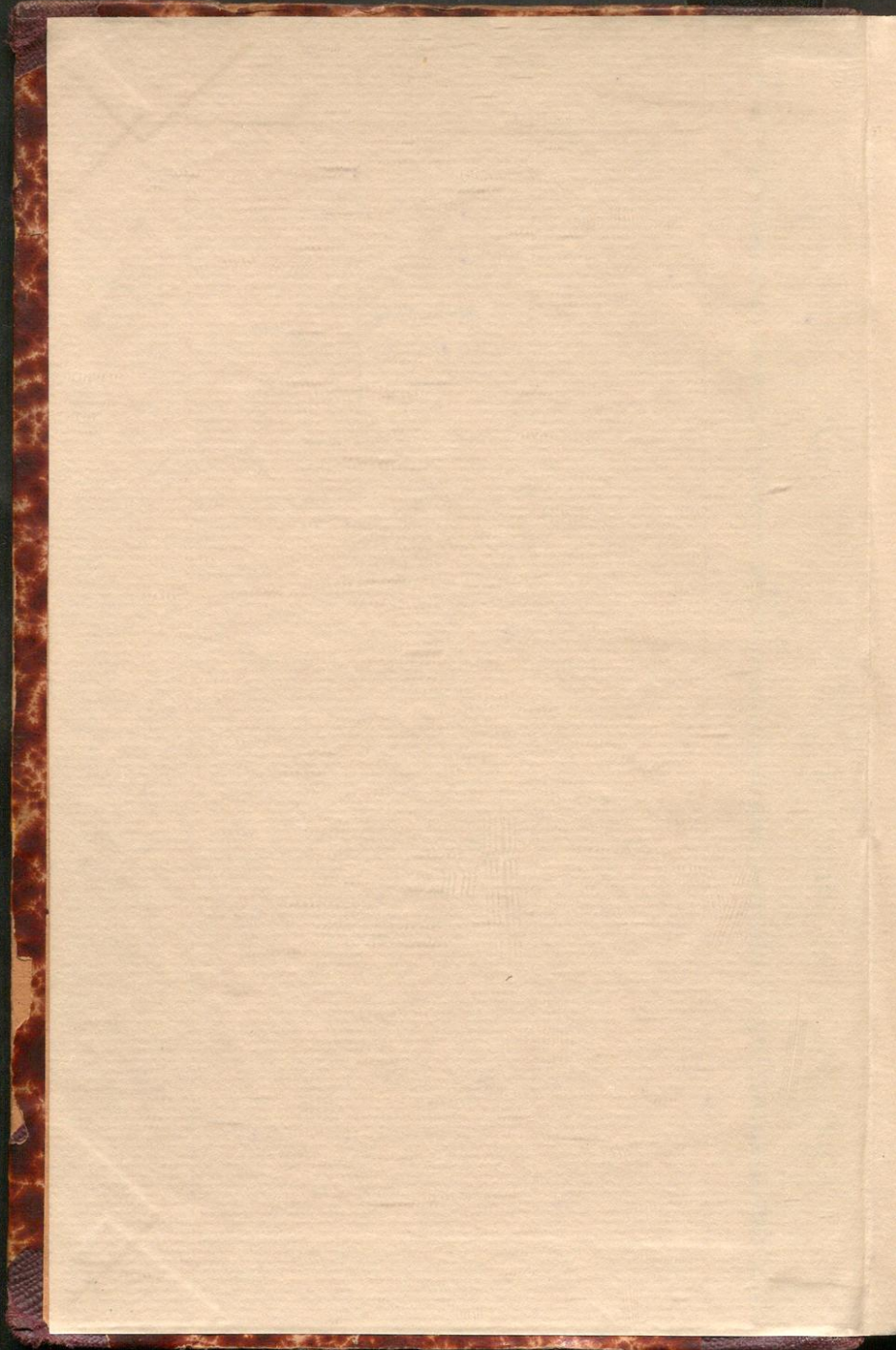


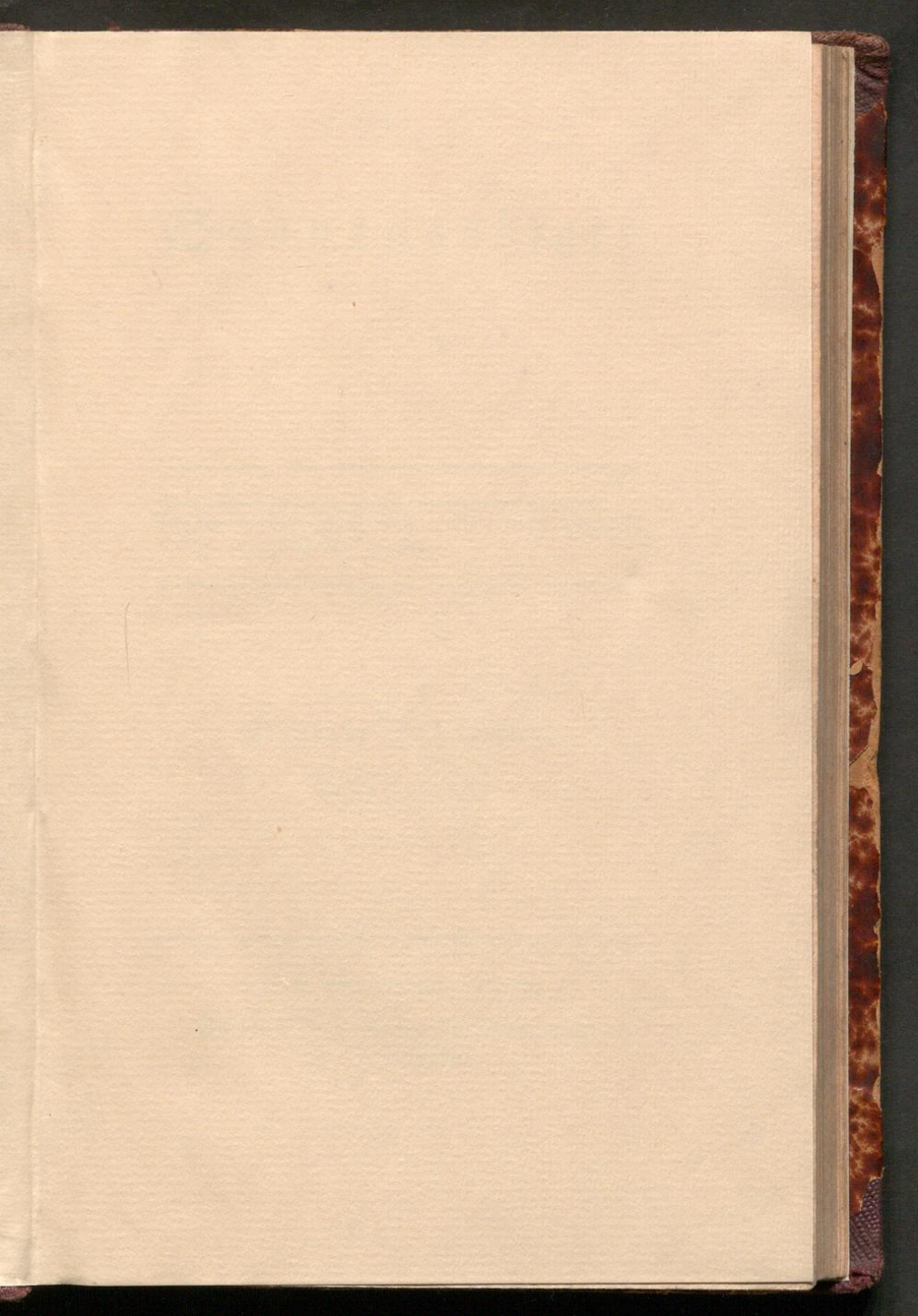
Wiener Stadt-Bibliothek.

180977

T 10011 / A

Erstes Exemplar *erweitert*







D a s

S o n n t a g s b l a t t .

Sunt quibus in Satia videor nimis acer , et ultra
Legem tendere opus ; sine nervis altera , quidquid
Composui , pars esse putat.

D r i t t e r J a h r g a n g .

E r s t e r B a n d .

W i e n u n d L e i p z i g , 1 8 0 9 .

I n d e r C a m e s i n a ' s c h e n B u c h h a n d l u n g
i n C o m m i s s i o n .

J. V. 39075



Das Sonntagsblatt.

Nro. 105.

Sonntag den 1. Januar 1809.

Ein Gespräch

Hilarius Frank, Wilhelm Nord.

Frank. Mir scheint, Sie nehmen den Begriff eines Wochenblatts zu hoch. Blätter sind keine Bäume.

Nord. Alle Blätter sollten etwas von den Sibyllinischen in sich haben.

Frank. Ganz recht. Die Drakelsprüche wären von jeher so dunkel abgefaßt, daß man den Sinn erst hineinbringen mußte, und jeder las sich ohne Mühe seine eigenen Hoffnungen und Wünsche heraus.

Nord. Darum hat doch jeder ächte Spruch seinen tiefen Sinn, der sich nicht drehen und deuten läßt.

Frank. An dem wir uns auch nicht vergreifen wollen. Wir verstehen uns nicht ganz. Das Wahre ist gleich darin dem Schönen, daß jeder etwas davon sieht und fühlt. Dem ersten Eindruck nach sollte man glauben, alle verstün-

den dasselbe darunter ; kaum fangen sie aber an sich darüber verständigen zu wollen , so gerathen sie in Streit , und es ergibt sich , daß jeder etwas ganz anderes sich darunter gedacht hat.

Nord. Was wollen Sie damit ?

Frank. Ich meine , ein Wochenblatt sollte nicht zu verständig seyn , sich in keinen ernsthaften Streit einlassen , an kein System glauben , und keine Parthey oder Secte stiften wollen.

Nord. Das heißt mit andern Worten , ein Wochenblatt muß viel Worte enthalten , und sehr wenige Gedanken , überall ein Auge zudrücken , bey keinem Dinge lange verweilen , und übrigens fünfse gerade seyn lassen.

Frank. Die Beschreibung ist so übel nicht , und sieht beynah wie ein Steckbrief aus. Aber dahin , denk' ich , soll es mit uns nicht kommen. In dem Umgange gebildeter Weltleute bemerken wir eine Feinheit , die gleich weit von dem pedantischen Predigtton des Gelehrten , und von der Trivialität eines Modestückels absteht. Einen solchen Mittelton sollte eine Wochenschrift zu treffen suchen , und weder gelehrte Abhandlungen liefern , noch über Alles unterm Monde einige leere Worte verlieren.

Nord. Mein Freund, unter allen Linien ist die Mittellinie am schwersten zu treffen; und da man gewöhnlich leichter fällt, als steigt: so wäre es gut, die Richtung etwas höher zu halten, um nicht das Ziel zu verfehlen.

Franck. Ich fürchte, wir schießen darüber hinaus; und dann, — wer wird immer zielen, und seinen Mann aufs Korn nehmen wollen?

Nord. Das ist es, worüber wir verschieden denken. Es kann hier nicht die Rede seyn von größerem oder geringerem Aufwand von Geist, Wis u. s. w., denn Niemand kann seiner Länge eine Spanne zusetzen, und jeder gibt gern was er hat, aber die Frage ist: wollen wir etwas mit unserer Wochenschrift, und was wollen wir?

Franck. Nun, ich dünkte es wäre genug, wenn wir unsere Leser amüsiren.

Nord. O ja, für die Leser vielleicht, aber für uns nicht.

Franck. Und doch ist ein solches Unternehmen wahrhaftig weder so leicht, noch so unbedeutend. Bedenken Sie nur, was das sagen will, zwey und funfzig Mahl im Jahr amüsant zu seyn, und immer über etwas an-

ders; denn alles verzeiht uns das Publicum eher, als wenn wir ihm Langerweile machen.

Nord. Schon gut, nur muß man dieß Verdienst mit so zweydeutigen Personen, und geringfügigen Gegenständen theilen, daß wenig Ehre dabey zu gewinnen ist. Der Marktschreyer, der Seiltänzer, ein Gassenhauer, ein tolles Spektakelstück, alles dieß belustigt das Volk, und es kann sich nie daran satt sehen, oder hören.

Frank. Wenn nur die lustigmachenden Personen recht lustig sind, und wirklich Lust erregen, so sind sie in meinen Augen respectable Leute.

Nord. Das mag seyn, aber darum habe ich doch keine Lust, auf einem Beine zu stehen, oder Gesichter zu schneiden, um die Leute lachen zu machen.

Frank. Wer fordert das? Ich sehe eine Wochenschrift wie ein Theater an, worauf kleine improvisirte Scenen aus dem Leben aufgeführt werden, und was das Beste ist, immer etwas neues; aber Niemand soll mir kommen, und kritteln, und, die Nase rümpfend, sagen, die Sprache sey hier und da nicht gefeilt genug, oder die Gedanken wären nicht im-

mer neu, und überhaupt fehle es an Gründlichkeit und an der Ausführung.

N o r d. Sie haben Recht, sich über so unüberlegten Tadel aufzuhalten. Die Forderungen der strengen Kritik lassen sich eben so wenig auf eine Wochenschrift, die das Werk des Augenblicks ist, anwenden, als man im Umgang von jemand verlangen würde, er solle wie ein Buch reden. Doch erlauben Sie mir, Ihr Gleichniß fortzuführen. Einem improvisirten Stück hält man viel zu gut, aber, wenn es nicht bloß die Zeit vertreiben soll, so muß es eine Spur in uns zurücklassen, ich meine, es muß uns einen Gedanken an die Hand geben, der uns zum weiter Denken reizt.

F r a n k. Diesen Eindruck sollte wohl alles, was wir reden oder schreiben, hervorbringen, und wenn es nicht albern oder verkehrt ist, so erreicht es auch diesen Zweck, selbst wenn wir nicht darauf ausgegangen sind.

N o r d. Sie geben mir also zu, der Hauptzweck jedes Schriftstellers sey kein anderer, als Gedanken zu erregen?

F r a n k. Nun freylich, man kann nicht leicht zu viel denken, aber an einem wöchentlichen Autor besteht die Kunst darin, amüsant zu denken.

Nord. Wer mich denken macht, amüfirt mich auch.

Frank. Recht, aber nicht jeder, der Gedanken von sich gibt, ladet zum Denken ein. Lästige Denker werden oft auf die Seite gelegt, dagegen möchte ich sagen: wer mich amüfirt, macht mich denken.

Nord. Ich verstehe Sie schon, aber wer will immer amüfirt seyn?

Frank. Die meisten Leute.

Nord. Das heißt, der große Haufe; für den schreiben wir aber nicht.

Frank. Für wen sonst?

Nord. Ich weiß es nicht. Was mich betrifft, so liebe ich, mir einen kleinen Kreis ähulich gesinnter Menschen im Geist vorzustellen, mit dem ich, wenn ich schreibe, gleichsam conversire, und meine Gedanken austausche.

Frank. Lieber Nord, das ist recht schön, und obendrein bequem; doch, bey dieser Denkart, besorge ich, außer ein paar guten Freunden, und dem Sezer wird schwerlich sonst jemand uns lesen. Meine Meinung wäre vielmehr, man sollte, wo möglich, so schreiben, daß jedermann uns gern läse. Unser Blatt sollte den Gelehrten herbeylocken, wenn er Zerstreuung bedarf, und den wenig Gebilde-

ren einladen, sich in unserm Magazin Stoff zum Denken zu holen; der scharfsinnige Geschäftsmann und die geistreiche Dame möchten immerhin, ermüdet von wichtigen Geschäften oder Ergötzlichkeiten, sich einen Augenblick bey uns desennützen, oder dabey einschlafen; oder wer gar keine Profession vom Denken macht, der müßte unser Blatt noch als ein buntes Bilderbuch und einen schnurrigen Suckkasten sich anschauen können.

N o r d. Wie können Sie sich aber schmeicheln, vereinigen zu können, was so verschieden und entgegengesetzt ist? Denn ich weiß wohl, daß Sie keineswegs gesonnen sind, Ihr Blatt aus allerley gestohlenen Lappen und Lumpen zusammenzuflicken, die gleich einem Bettlersmantel, ohne die Bessern anzuziehen, nur die eigene Armuth verrathen.

F r a n k. Und doch gibt es ein solches bindendes, freundliches Element, das, wie das Feuer, erhellt, erwärmt, aber auch brennt, und von den weisen Alten göttlich verehrt wurde, — es ist der S p a ß.

N o r d. Ich errathe. Diesem lustigen Gott, dem Sie schon so lange huldigen, möchten Sie jetzt ganz allein einen Tempel bauen.

Aber, nehmen Sie sich mit Ihrer Vorliebe in Acht, es läßt sich nicht über alles spaßen.

Frank. Worüber sich nicht Spas machen läßt, darüber sollte man auch gar nicht schreiben.

Nord. Das klingt etwas wunderlich, wenn es anders Ihr Ernst ist.

Frank. Warum nicht? Es ist um den Spas eine sehr ernsthafte Sache.

Nord. O ja, und eine sehr gefährliche obendrein.

Frank. Wie so? Was meinen Sie damit?

Nord. Wie das Schwert sich zum Pflug verhält, so der Spas zum Ernst. Mit Recht haben Sie ihn mit dem lockenden, aber schadenfrohen Element verglichen, das, sobald es aus seinen Schranken hervorbricht, alles verzengt und verzehrt.

Frank. Was hat Ihnen der arme unschuldige Spas gethan, der ohnehin selten auf der Welt ist, daß Sie ihn so verschwärzen?

Nord. Unschuldig ist er nur, wenn er, unter strenger Aufsicht der Vernunft, von verständiger Hand mit großer Behutsamkeit, als Waffe gegen die Thorheit, gebraucht wird.

Frank. Also wär ser, auch nach Ihrer Meinung, doch zu etwas gut. Doch das ist nicht genug. Ich kenne nur zweyerley Arten von Spas, den guten, und den schlechten. Der schlechte ist ohnmächtig und prallt ohne Wirkung auf seinen eigenen Herrn zurück; der gute aber ist eine Gabe des Himmels, und ein so köstliches Gewürz des Lebens, daß man ihn nie genug erheben kann.

Nord. Es gibt einen Spas, der obgleich ungegründet, doch tief kränkt, und durch die Schellenkappe, die er einer Person oder Sache anhängt, ihr unheilbaren Schaden zufügt.

Frank. Wen er nicht trifft, den verlegt er auch nicht, und an den leichten Wunden, die er ausheilt, ist noch Niemand gestorben.

Nord. Sie sprechen davon, wie einer, der mehrere ausgegeben als empfangen hat.

Frank. Wenn auch der Wis, besonders wenn er mit Galle angemacht wird, mit einem vergifteten Pfeil verglichen werden kann, so gleicht dagegen der spaßhafte Wis, oder besser gesagt, der wisige Spas mehr einem stumpfen Rappier, womit ein geschickter Fechter seinem Gegner nur die Blößen zeigt, die dieser ihm gegeben hat.

Nord. Nur Schade, daß man mit Rapieren anfängt, und sie dann, vom Streit erhigt, mit wirklichen Degen verwechselt, womit man dem Gegner durch den Leib rennt.

Frank. Ah, das wäre ein trauriger Spas! Aber, wenn aus Spas Ernst wird, was kann der Spas dafür? Mich dünkt, Sie streiten da gegen Sich selbst, und Ihre wahre Meinung ist, man solle sich nur hüten, keinen Spas zu verderben.

Nord. Bald möchte ich Sie der Sophisterey beschuldigen. Sie werfen mir den blutigen Ernst vor, der auf diese Art entstehen kann, und vergessen, wodurch er veranlaßt worden ist.

Frank. Und doch getraue ich mir zu behaupten, daß nicht sowohl der Spas, der von sich selbst nicht leicht ausartet, daran Schuld ist, als die Eitelkeit, die Ehrsucht, der Neid, und andere gehässige Leidenschaften, die sich nur hinter der Maske des Scherzes verbergen, und bald plump genug aus ihrer Rolle fallen.

Nord. Sie wissen recht gut, was ich eigentlich meine. Ich greife keineswegs den gutmüthigen Scherz und die muntere Laune an, die eigene und fremde Thorheiten arglos aufdeckt, und sich damit belustigt; vielmehr

halte ich diese gegenseitige Wachsamkeit, die keinen Fehler ungerügt hingehen läßt, für ein eben so treffliches Mittel Nachsicht und Duldung zu verbreiten, als es eine unerschöpfliche Quelle fröhlicher Unterhaltung ist. Es hat sich aber in die Literatur eine heillose Neckerey und Späßmacherey eingeschlichen, die ohne weitere Aufforderung den ersten besten angreift, und ihm Stachelreden gibt, oder ihm Hasenschwänzchen anhängt, worüber dann der Pöbel lacht. Vor solchen Mißhandlungen ist gerade der verdienstvolle Mann am wenigsten sicher, und ich gestehe, so friedfertig ich sonst bin, so hätte ich beynabe selbst Lust gegen diese muthwillige Brut zu Felde zu ziehen.

Frank. Wohlan, zu diesem Kampfe biete ich Ihnen die Hand. Und von jetzt an offene Fehde mit diesen Stoß- und Raubvögeln, unq Kampf auf Leben und Tod!

Nord (lächelt). Herr Hilarius, geben Sie nur Acht, daß Sie nicht etwa in der Hitze des Kampfes sich an einem Umschuldigen vergreifen! Ueberhaupt dünkte ich, es wäre klüger, wir verhielten uns defensiv.

Frank. Es ist sonst eine alte Regel, daß man den Krieg in des Feindes Land spielen soll.

Nord. Ich merke, meine Worte des Friedens haben Sie eher noch kriegerischer gestimmt, als Sie schon waren.

Frank. Nicht doch, ich bin zu beydent bereit. Wie ein ächter Ritter werde ich jeden Fehdehandschuh, der mir hingeworfen wird, aufnehmen, und alle Unbill und Schmach, die Beeinträchtigten und Bedrängten widerfährt, als mir selbst angethan ansehen.

Nord. Da werden Sie nicht viel aus der Rüstung herauskommen. Aber was thue ich dabey?

Frank. Sie machen das Hintertreffen aus, und decken mir im schlimmsten Fall den Rücken.

Nord. Der Fall könnte oft eintreten.

Frank. Nein, nein, fürchten Sie nichts, wer keine Händel sucht, geräth selten in welche, und dem gerechten Kämpfer stehen die Götter bey.

Nord. In den modernen Staaten hat man um den Scherz nicht abkommen zu lassen, und ihm doch die beleidigende Schärfe zu nehmen, die Maskeraden erfunden, wo man einander alle möglichen Wahrheiten sagen darf, wenn man nur keinen Namen nennt, und eine dünne Larve vor dem Gesicht behält.

Frank. Jedes Incognito ist das öffentliche Geheimniß.

Nord. Darum glaubt doch jeder, gleich dem Strauß, der vor seinen Verfolgern den Kopf in die Erde steckt, er sey verborgen, und wenn man zehnmal mit Fingern auf ihn wiese.

Frank. Sie möchten die Persönlichkeit aus allen Scherz und Wißspielen verbannen, aber, es geht nicht, alles Komische und Erfassende ist individuell.

Nord. Das soll es auch bleiben, aber, statt der Larve, wollen wir uns hinter die Kunst verstecken. Ein gut gezeichneter Charakter sieht vielen ähnlich, und läßt sich nicht leicht auf einzelne Personen deuten, wenn schon die Silhouette meistens von einem hergenommen ist. Lassen Sie nur den Tartüffe und den Geizigen spielen, keinem von allen Heuchlern und Geizhalsen, die zuschauen, fällt es ein, daß man ihn eigentlich auf die Bühne stellt.

Frank. Das ist alles wahr und gut, es gibt aber Leute, die schlechterdings Namen haben wollen, und denen die schlechteste Anekdote lieber ist, als die beste Erzählung. Der große Haufen sieht überall gern etwas herunterreißen und zerreißen. Von den Todten, heißt es, soll man nur Gutes reden, also

müssen die Lebenden daran. Glauben Sie, viele von unsern Herrn Collegen existiren und halten sich bloß durch die Schadenfreude.

Nord. Wenn denn ja zerrissen werden muß, so lassen Sie es wenigstens nur in effigie geschehen. Was öffentlich sich zur Schau ausstellt, muß Gutes und Böses über sich ergehen lassen. Nur wünschte ich, keine Seitenhiebe—

Frank. Aber Troz geboten diesen neuen Himmelsstürmern, die unsere alten Götter und Heroen aus ihrem ehrwürdigen Sitz verdrängen, und ihre eigenen buckligen Zwerggestalten dafür an die Stelle setzen möchten.

Nord. Nur bitte ich, keinen gelehrten Streit, und keine Parteywuth.

Frank. Ehre und Lob dagegen allem, was den Stempel eines verständigen Geistes in sich trägt.

Nord. Am besten ist es, wir bekümmern uns wenig um unsere Mitbrüder, und überhaupt um das Geschriebene, und versuchen lieber, was die eigene Kraft vermag.

Frank. Lassen Sie uns, wie die Bienen, aus allem Honig saugen.

Nord. Und nur den stechen, der uns angreift.

Frank. Unser Motto und Feldgeschrey sey aber: es lebe der Spaß!

Theater.

Hoffnung und Aussicht.

Wo eine schöne Kunst einmahl bis zu dem Grade gediehen war, daß sie bleibende Werke aufstellte, die den Schülern aller folgenden Zeiten als Muster vorzuleuchten würdig sind, da wird die Geschichte ihres Entstehens, ihrer reifen Periode und selbst ihres Verfalls, der nach dem Zustande des vollen Blühens bisher noch bey keinem Volke ansah, ein für den Freund des Schönen belehrendes, anziehendes Studium. Er sieht, wie die Kunst in ihrer frühen Jugend sich als ein Kind geberdet, das, von unregelmäßigen Trieben beherrscht, gleich nach den ersten Schritten gar seltsame Sprünge macht; er sieht, wie sie später sich ihrem Genius, einem männlichen, geflügelten Jüngling, verbindet, und wie sie, von ihm getragen, sich in die Lüfte schwingt, bis zur lichten Höhe, wo ein ewiger, heiterer Frühlingstag sie umschimmert: da spricht sie in lieblicheren Tönen zu den Sterblichen herab, und zaubert vor seinen glücklich getauschten Sinnen herr-

lichere Gestalten, als die ernsterer Natur sie erzeugte; da bauen ihr die Menschen Tempel und Altäre, und in der verschönerten Welt verbreitet sich ein fröhliches Leben. Doch ach, der Opferrauch, der von den Altären hinauffsteigt, verdichtet sich bald zu finsternen Wolken und verbirgt die Gestalt der Götlichen. Ihre Zauberbilder werden von Nebel umhüllt, und ihre Töne kommen dumpfer zu der Erde herab. Und dann benützt die Eitelkeit den trüben Tag, um ihre bunten Lampen unter wildem Getreische an die Neugierigen zu verträdeln, die von dem Ruhme der Himmelstöchter hörten, und herbey kamen, aber, da sie die Kunst nicht kennen, leicht von der schimmernden, prahlenden Thorheit getäuscht werden.

Es könnte für ein Unternehmen gehalten werden, das auf den Beyfall vieler Theaterfreunde rechnen dürfte, wenn jemand die Geschichte der deutschen Bühne in jenem Sinne verfolgen wollte; und vielleicht könnten wir uns, bey dem neuen Jahrgange dieser Blätter, einem Theile des Publikums nicht besser empfehlen, als wenn wir nach unsern Kräften versuchten, eine solche Geschichte zu schreiben. Allein abgesehen davon, daß ein solches Unternehmen mit großen Schwierigkeiten verbun-

den ist, und daß es fast unmöglich wäre, immer die Linie der Gerechtigkeit zu halten, wenn man nicht die Todten auf Kosten der Lebendigen loben wollte, oder auch umgekehrt: so wollen wir nur auf den Umstand aufmerksam machen, daß das deutsche Theater wahrscheinlich noch nie auf dem Gipfel der Vollkommenheit stand, wo es ein zusammenhängendes, in einander greifendes Ganzes bildete; und daß man wohl von seinem Schwanken, aber weder von seiner höchsten Blüthe, noch von seinem sichtbaren Verfall reden könne. Ueberall waren es nur einzelne Talente, die sich hier und da auszeichneten.

Eine Geschichte des deutschen Theaters wäre daher auf jeden Fall zu frühzeitig. Wie die dramatische Poesie in Deutschland noch sehr jung ist, so ist es auch die Schauspielkunst, die mit ihr fast gleichen Schritt gehalten hat. Mit Lessing erwachte ein besserer Geschmack, und fast zugleich mit ihm traten auch die ersten ächten Künstler unter den Schauspielern auf. Eckhof, Schröder, Veil, und Brockmann in seiner ersten jugendlichen Kraft, waren die Zierden der deutschen Bühne. Damals war es auch, als in Wien das Theater, un-

ter Kaiser Joseph sich zu einer beneidenswerthen Höhe hinaufschwang.

In Mannheim stifteten später Beil und Zffland eine Schule, und letzterer hat dort, wie nachher in Berlin, mehrere talentvolle Schüler gebildet. Er war es vorzüglich, der darouf hinarbeitete: dem Losen, lockeren Wesen des Theaters Zusammenhang und Form zu geben. In wie fern es ihm gelungen ist, und ob er überall die zweckmäßigsten Mittel ergriff, ist hier nicht der Ort zu untersuchen.

Was wir hier bemerken wollen, ist, daß so lange solche Talente sich noch in voller Kraft bewegen, von einem Verfall des deutschen Theaters nicht die Rede seyn kann. — Auch in Wien hat sich seit zehn oder zwölf Jahren der Geschmack offenbar wieder gebessert; und wenn wir auch den Grad der Vollkommenheit noch nicht erreicht haben, dessen sich unsere Bühne in der oben angeführten Periode erfreute: so sind wir doch von der kalten, etwas steifen Manier der mittleren Zeit wieder zur Wahrheit und Natur, und nicht sowohl zur geistlosen Nachahmung als zur Veredelung der letzteren zurückgekehrt. Dazu hat auch Kogebue mitgewirkt, und sich um unsere Bühne Verdienst erworben. Wer könnte dieß vergessen, da Wien

ihm die Bekanntschaft mit der Koch'schen Familie verdankt, und jeder Theaterfreund noch jetzt den Verlust der Madame Noose, jener großen Künstlerinn, die zu dieser Familie gehörte, als unerseßlich bedauert! — Es ist wahr, unser Theater hat in dem letztverflossenen Jahre sich in keinem sehr glücklichen Zustande befunden; aber wer wollte daraus schließen, daß unsere Hoffnungen auf Besserung vergebens sind, da doch die bekannte Liberalität der erlauchten Unternehmer, ihr Eifer für das Gute, und ihr Entschluß, es selbst mit Aufopferungen zu erkaufen, uns zu den schönsten Erwartungen berechtigen!

Uns dünkt, es muß, bey einer unparteyischen Erwägung aller Umstände, erhellen, daß das deutsche Theater, wie die deutsche Kunst und Literatur überhaupt, sich hier und da wohl in einem augenblicklichen Stillstande, nicht aber auf dem Wege der unaufhaltbaren Entartung befinden. Was der rohe Haufe begehrt, und was die Querköpfe zu Tage fördern, kann dem entschiedenen Willen geschmackvoller Männer kein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzen. Die Berrücktheit einiger Dichterlinge und die Anmaßung der Stümper werden wie Nebel

zerstießen, und die Sonne wird wieder das Ge-
 bieth bescheinen, das die achtungswürdigen
 Geister, auf welche Deutschland stolz ist, zu
 blühenden Feldern umgestaltet haben. Was
 auch einige Schriftsteller, in einem Anfall übler
 Laune, sagen mögen, wir sind noch ein junges
 Volk, das sich erst eben zur Cultur emporgear-
 beitet hat. Unsere Literatur ist nicht viel älter
 als ein halbes Jahrhundert, wenn auch einzelne
 Genien schon in früherer Zeit sich der Gunst
 der Musen erfreuten. Aber ehe das Licht,
 das die Weisen und Dichter dem Volke berei-
 tet haben, an der Menge sich wirksam und heil-
 bringend zeigt, kann noch manche Verkehrtheit
 sich ein augenblickliches Ansehn erschleichen. Doch
 niemand soll unsere Hoffnungen durch kleinliche
 Furcht und durch Klagen lähmen; wir brau-
 chen Muth, und dieser ist nicht möglich ohne
 die Ueberzeugung: daß es in unserer Macht ste-
 he, einen besseren Zustand zu erringen.

In diesen angenehmen Hoffnungen bestärkt
 uns die Huldignng, die neulich auf unserm
 Theater dem Genius Schillers zu Theil gewor-
 den ist. Die gefühlvollen Bewohner Wiens eil-
 ten an diesem Tage in das Schauspielhaus wie
 zu einem Tempel des Genie's, und nicht das

geringe Opfer, das ihm hier gebracht wurde, sondern das Andenken an den großen, unsterblichen Mann erfüllte die Herzen und die Gesichter mit sanfter Nührung und Heiterkeit. Warme Dankbarkeit gegen seltene, der Menschheit wohlthätige Geister war von jeher ein Zeichen der Veredelung und des Emporstrebens zum Besseren.

Die Art, wie dieser Tag gefeyert wurde, schien uns nicht ganz angemessen zu seyn. Warum wurde an diesem Tage kein anderes Werk von Schiller gegeben, als eine nachlässige und eben nicht gelungene Uebersetzung eines, wegen seines Wohlklanges und seiner eigenthümlichen Eloquenz, kaum zu übersezenden Dichters? Warum haben wir überhaupt von Schiller bisher nichts gesehen, als seine ersten, jugendlichen Arbeiten, die alle noch das Gepräge eines rohen, zügellosen Genies an sich tragen, sich in unbändige Leidenschaftlichkeit verlieren, und für ein Theater, das sich gern in den Schranken der feineren Anständigkeit halten möchte, eben nicht geeignet sind? Es ist nicht abzusehen, weshalb man die Darstellung seiner späteren Meisterstücke, als der Maria Stuart, und der Braut von Messina, länger einem eben so em-

pfänglichen als gerechten Publikum entzieht, da durch wenige und unwesentliche Veränderungen, jeder kleine Anstoß und jedes etwanige locale Hinderniß, ohne Nachtheil des Ganzen, beseitigt werden kann.

Das Sonntagsblatt.

Nro. 106.

Sonntag den 8. Januar 1809.

Nachricht von einer ganz neuen
Krankheit.

In dem Hause des Herrn Grafen von *** hat sich vor einiger Zeit ein seltsames Unglück ereignet. Bey einem Coupé, das zur Feyer eines Familienfestes gegeben wurde, beklagte sich der älteste Sohn, ein hoffnungsvoller, junger Mann, daß ihm plötzlich nicht wohl werde, indem er einen stechenden Schmerz im Kopf empfände, als ob ihm die Hirnschäale zerspringen wolle. Der Schmerz ging jedoch bald vorüber, und wurde von einem angenehmen Gefühl in der Brust abgelöst, so daß der Graf versicherte: er erinnere sich nicht, jemahls eine so wohlthätige Empfindung gehabt zu haben. Er sprach sehr lebhaft und mit so vielem Feuer von seinem Zustande, daß die ganze Gesellschaft auf ihn aufmerksam wurde. Plötzlich verzog er wieder das Gesicht, machte eine Bewegung mit dem Munde, als wenn er

sich bemühe etwas zurückzuhalten, wendete sich dann schnell zu seiner Nachbarinn, einer schon betagten, aber jugendlich und affectirt gepushten Dame, und sagte hastig: „Die Coquetterie, Ma-
 „dame, zieht in jedem Alter nur die Gecken
 „an, aber in dem Ihrigen ist sie bloß lächer-
 „lich und unleidlich. Verdrehen Sie nur im-
 „mer die Augen wie Sie wollen; an diesen
 „Strahlen verbrennt sich keiner mehr, und
 „wenn Sie auch noch so schwachtend lässeln,
 „so wird man Sie höchstens wegen des Verlu-
 „stes Ihrer Zähne bedauern.“

Eine solche unerhörte Unhöflichkeit fiel um so mehr auf, da der junge Graf sich sonst durch eine musterhafte Artigkeit und Delicatesse im Betragen auszeichnete. Die Dame, an welche dieß unerwartete Impromptu gerichtet war, gerieth in die größte Verlegenheit, und wäre sicher roth geworden, wenn die Schminke es erlaubt hätte; sie faste sich aber weislich, that, als wenn sie es nicht gehört hätte, und wendete sich gegen ihren andern Nachbar, um ihn über etwas Gleichgültiges zu fragen. Der Graf ließ ihr aber keine Ruhe, und fuhr fort: „Sie wenden sich von
 „mir weg, und dagegen zu einem Menschen hin,
 „der nie für etwas anderes Ohr gehabt hat,

„als für den Silberklang des Metalls. Sein
 „ganzes Leben hat er damit zugebracht Geld
 „zu zählen, und Prozente auszurechnen. Je-
 „dermann weiß, daß er nichts umsonst thut,
 „und übrigens der unwissendste, platteste, und
 „unerträglichste Bursche auf der Welt ist, aber
 „unbegreiflicherweise wird er doch überall ge-
 „ehrt und ausgezeichnet, — warum? weil er
 „reich ist.“

Den Graf schien die Unschicklichkeit seiner
 Reden selbst zu fühlen, denn eine gewisse Ver-
 wirrung und sogar Beschämung war sichtbar
 an ihm, und er schien durch die Bewegung
 seiner Hände, und seine übrigen Gebärden
 das, was er sagte, entschuldigen und wieder
 gut machen zu wollen.

Der beleidigte Reiche glaubte den Schimpf
 nicht geduldig ertragen zu dürfen, und sagte
 trotzig: „Sie vergessen, wen Sie vor sich ha-
 „ben, und daß Sie den Gästen Ihres Herrn
 „Vaters Achtung schuldig sind.“ Der Graf
 antwortete mit einer Verbeugung: „Es ist son-
 „derbar, daß ich jemand, der selbst kein Ver-
 „dienst achtet, darum achten soll, weil er die
 „Fasanen und Pasteten meines Vaters sich wohl
 „schmecken läßt. Fühlen Sie denn nicht selbst,
 „daß Sie hier nicht an Ihrem Plage sind?“

Diese auf einander gehäuften Beleidigungen erregten Staunen und Entsetzen bey der anwesenden Gesellschaft. Der reiche Mann fragte trotzig den Herrn vom Hause: ob man ihn auf Sottisen eingeladen habe? — Die Eltern des jungen Grafen befanden sich in der peinlichsten Verlegenheit, und die Mutter beschwor laut ihren Sohn, ob er denn nicht wisse, wo er sey, und alle Lebensart vergessen habe?

„Giebt es wohl eine bessere Lebensart, liebe Mutter,“ antwortete der Graf, „als wenn man aus dem Umgang alle Falschheit verbannt? Und müssen Sie nicht selbst gestehen, daß alles, was ich gesagt habe, bloß die reine Wahrheit ist?“

Die ältliche Dame wußte keinen bessern Ausweg zu finden, als den Grafen geradezu für verrückt zu erklären.

„Das finde ich nicht,“ sagte die kleine Baronin *** mit böshaftem Lächeln, „mich dünkt, es ist einiger Zusammenhang in seinen Reden!“ —

Sie wollte mehr sagen, aber der junge Graf fiel ihr ins Wort: „Ich bitte Sie, vertheidigen Sie mich nicht, man möchte sonst denken, ich verläumdete.“

„Ist das Verläumdung,“ versetzte die Baroninn, mit gezwungenem Lächeln, „wenn ich Gutes von Ihnen spreche?“

„Es geschieht so selten,“ sagte der Graf, indem er ihr die Hand küßte, „daß Sie von jemand Gutes reden, daß ich mir vorgenommen habe, immer das Gegentheil von dem zu glauben, was Sie sagen.“

Der Kammerherr von J**, ein feiner Weltmann, wollte dem unhöflichen Gespräch eine andere Wendung geben, und fing an eine spaßhafte Geschichte, die sich neulich zugetragen hatte, zu erzählen.

„Verschonen Sie uns damit,“ fuhr der Graf unaufhaltsam fort, „in Ihrem Munde wird die spaßhafteste Geschichte schaal und unschmackhaft. Sie können über nichts reden als über das Wetter, über den neuesten Damenhut, und ob Sr. Durchlaucht diesen Morgen mit dem rechten oder mit dem linken Fuße aufgestanden sind.“

Der Kammerherr durch diese Replique aus der Fassung gebracht, hielt das Schnupftuch vor die Nase, und rief: „Mon Dieu! ich blute!“ worauf er aufsprang und sich vom Tisch entfernte.

„Fatal!“ rief ein Witzling, der lange stumm da gesessen war, „der Kammerherr trägt meinen besten Einfall mit sich fort; eben wollte ich auch aus der Nase bluten!“

„Sie sind in der That zu bedauern,“ erwiderte der Graf, „daß Ihre guten Einfälle zu spät, die meisten aber zu früh kommen.“

Eine solche Unterhaltung konnte sich unmöglich lange erhalten. Obgleich das Soupsé noch nicht geendigt war, so erhob sich doch die Gesellschaft wie verabredet von ihren Sitzen. Ein Ausländer, der sich für einen Sardinischen Obersten ausgab, nahm das Wort, und verlangte von dem alten Grafen, er solle seinen Sohn dahin bringen, der Gesellschaft, für die ihr zugesfügten Beleidigungen, Genugthuung zu geben.

„O die soll Ihnen werden,“ sagte der junge Graf lächelnd, „je eher je lieber, aber ich bitte Sie, diesmal nicht die Stunde zu veressen, wie Ihnen schon einigemal geschehen ist.“

„Wie soll ich das nehmen?“ fragte der Oberster mit gefenkter Stimme?

„Wie Sie wollen, aber ich wette, Sie werden es für Spaß nehmen, denn der Ernst war nie Ihre Sache.“

Einigen andern Gästen, die sich ins Mittel legen wollten, erging es nicht besser. Die alte Gräfinn war außer sich, und ihr Gemahl verwies seinem Sohne mit Strenge ein Betragen, das einem Manne von Erziehung nicht gezieme.

„Ich weiß nicht, mein Vater,“ erwiederte dieser, „was Sie Erziehung nennen, aber der meinigen kann ich mich eben nicht sehr rühmen. Man hat mich tanzen, fechten und reiten gelehrt, nothdürftig Lesen und Schreiben, etwas französischen Jargon und Complimente schneiden, aber sonst auf der Welt nichts.“

Jedermann war jetzt völlig überzeugt, der arme Graf sey verrückt geworden, und selbst seine Mutter schien ganz in diese Meinung einzugehen.

Sie bath ihn stehentlich, sich zu Bette zu legen; denn er sey krank, und um so gefährlicher, da man sonst keine Zeichen von Krankheit an ihm spüre.

Der junge Graf versicherte ehrerbietig seiner Mutter, er habe sich zwar noch nie so wohl befunden, aber er sey froh eine Gesellschaft zu verlassen, deren Mitglieder entweder verkehrten Sinnes, oder mit ganz unheilba-

ren, moralischen Uebeln behaftet wären. Mit diesen Worten verließ er eiligst das Zimmer.

Kaum war er fort, so vergoß die Gräfin einige Thränen über das Unglück, das, wie sie sagte, ihrem Sohne zugestoßen sey. Sie fuhr darauf fort, die gesammte Gesellschaft zu ersuchen: es möge sich doch Niemand an die Reden eines Kranken und Verwirrten stoßen, der nicht wisse, was er sage, und, sobald er von diesem Anfall von Raserey zurückgekommen sey, sie selbst demüthig um Verzeihung bitten würde.

Die Gäste nahmen diese Wendung sehr wohl auf, waren gerührt über den Unfall des jungen, sonst so liebenswürdigen Mannes, stellten Betrachtungen an über die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, und jeder rieth zu allerley Hausmitteln, um das Uebel vielleicht in der Geburt zu ersticken. Der eine meinte, der junge Graf sey hypochondrisch, und man müsse ihm das allzudicke Blut etwas ablassen; ein anderer schlug kalte Umschläge um den Kopf vor, denn der Patient laborire offenbar an einer Verstandesschwäche; und noch jemand empfahl ein Wiener Trankchen, um die scharfen Säfte, die wahrscheinlich das Deliriren hervorgebracht hätten, gehörig abzu-

leiten. Der Abend blieb übrigens zur geselligen Freude verdorben, und die Gäste verlorren sich, ehe man sich versah.

Die besorgten Eltern schickten sogleich zu ihrem Hausarzt, und besuchten, noch ehe dieser kam, ihren unglücklichen Sohn, der ruhig in einem Lehnstuhl saß, um ihn zu befragen, wie er denn zu diesem ungesitteten, und eigentlich wahnsinnigen Betragen komme? Der junge Graf versetzte hierauf: er begreife, wie seine Reden sowohl seinen Eltern als deren Gästen unangenehm gewesen seyn müßten; allein nach dem sonderbaren Stich im Kopf und der Wärme in der Brust, die er empfunden, ohne sie erklären zu können, habe er ein unwiderrstehliches Verlangen in sich verspürt, jedermann die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, und da er das Beleidigende davon eingesehen, so habe er wenigstens durch höfliche Gebährden das Bittere davon versüßen wollen. Er könne übrigens nicht umhin, auch jetzt zu gestehen, daß es ihm sehr narrrisch vorkomme, daß man ihn für narrrisch erkläre, da er doch in seinem Leben nie vernünftiger gesprochen habe, als diesen Abend.

„O mein Sohn!“ rief die trostlose Mutter, „das ist eben das Unglück, daß Du Deinen verwünschten Wahrheitsparoxismus für

„Vernunft hältst, da doch jeder Verständige
 „weiß, daß man mit der Wahrheit gar nichts
 „ausrichtet, und sie uns im Gegentheil überall
 „im Wege steht. Welch ein Kummer für uns,
 „Dich gerade jetzt in diesen traurigen Zustand
 „versunken zu sehen, da Du eine glänzende
 „Laufbahn beginnen solltest. Du warst be-
 „stimmt in Diensten des Herzogs von *** als
 „Gesandtschafts-Cavalier nach ** gesendet zu
 „wenden. Bedenke, in welche verdrüßliche
 „Händel Du uns verwickeln würdest, wenn
 „Du am dortigen Hofe Deine ungeschliffene
 „Wahrheit auskramen wolltest!“

Der junge Graf hatte schon eine Antwort
 auf der Zunge, als man den Arzt anmeldete,
 worauf die Eltern den Kranken verließen, um
 den Doctor vorher vorzubereiten.

Der Doctor war sehr aufmerksam auf den
 Bericht über den Ausbruch der Krankheit,
 und was sich dabey zugetragen. Er schüttelte da-
 bey einigemal lächelnd den Kopf. Weder in seiner
 Lectüre, noch in seiner Praxis, sagte er, sey
 ihm jemals ein solcher Fall vorgekommen.
 So weit übrigens die ihm erzählten That-
 sachen Licht über einen so seltsamen Zustand
 verbreiten könnten, so müsse er gestehen, daß
 er ihn eher für eine vollkommene Gesundheit

des Geistes, und für eine seltene Seelenstärke, als für eine Krankheit halte.

Auf dringendes Zureden des Grafen und der Gräfin wurde er jedoch zu dem Patienten geführt, dessen Puls er untersuchte, und der ihm auf alle seine Fragen über Appetit, Verdauung Schlaf und dergleichen ruhig und verständig antwortete, weshalb der Arzt nochmals erklärte, daß dem Grafen nichts fehle.

„Und gesetzt, ich wäre krank,“ hub der junge Graf an, „wüßten Sie denn wohl, was mir fehlte, und durch welche Mittel mir zu helfen wäre? O Doctor, Sie sollten doch selbst einsehen, wie unzuverlässig Ihre Kunst ist, und daß man sie mehr ein Aggregat von Hausmitteln als eine Wissenschaft nennen kann.“

„Ah, jetzt kommt der Paroxismus!“ sagte der Doctor, und griff eiligst nach dem Puls des Kranken.

„Wie!“ rief der Graf, „aus dem langsameren oder schnelleren, weicheren oder härteren Schläge meiner Pulsadern wollen Sie die unendlichen Nuancen des menschlichen Körpers beurtheilen, und das Geheimniß der unsichtbaren, ewig wandelbaren Natur, wie das Räderwerk einer gemeinen Maschine

„mit der Hand greifen und hineinpfuschen können? Ich bitte Sie, verlassen Sie mich, ich kann die Charlatanerie, womit Ihr Euere sogenannten Wissenschaften ausschreyet, so wenig leiden, als die Pedanterey, hinter welche Ihr Euch versteckt.“

Der Doctor schüttelte nun sehr bedenklich den Kopf, zog den alten Grafen auf die Seite, und fing an, ihm den krankhaften Zustand seines Sohnes zu erklären. „Da man,“ sagte er, nach langem Ausholen, „an den gröberen Werkzeugen des Geistes keine Zerrüttung bemerke, und doch offenbar eine Verrückung des Verstandes da sey, so bleibe nichts übrig, als anzunehmen, daß das sehr wesentliche Organ der Klugheit durch irgend einen äußern Zufall etwas stark beschädigt worden sey; und, um eine Gegenwirkung hervorzubringen, käme es nun darauf an, das Organ der Lügenhaftigkeit, das er selbst neulich an einem Zeitungs-schreiber entdeckt habe, durch Reizmittel in größere Erregung zu bringen. Er schlage also vor, den Patienten von allen Menschen abzu-sondern, da ihr entgegenge-setztes Betragen ihn nur hartnäckiger mache, denselben in ein kahles, aber sehr helles Zimmer zu bringen, wo er bald Langeweile haben werde, und ihm als-

dann spanische Fliegen auf das unweit des Ohres befindliche Lügenorgan alle Tage einzureiben, bis man einige Mäßigung in seiner tollten Offenherzigkeit verspüre.

Die Eltern wollten diesen Rath befolgen, aber so gern auch der Graf sich die Einsamkeit gefallen ließ, denn jede Gesellschaft war ihm ohnehin verhaßt, so sehr sträubte er sich gegen jede medicinische Cur.

Sein Unglücksfall wurde bald im ganzen Hause bekannt, so geheimnißvoll man auch damit umging, und jedermann sagte ungefragt seine Meinung. Unter andern meldete sich auch der Haushofmeister, ein bemittelter und beliebter Mann, bey dem alten Grafen, und entdeckte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit, er sey vor mehr als dreyßig Jahren, noch ehe er das Glück gehabt habe in die Gräflichen Dienste zu treten, gleichfalls von derselben Krankheit befallen worden, wie sein Herr Sohn. Als ein blutarmer Mensch habe man sich damals nicht die Mühe gegeben, ihn einzusperrn, jedermann sey aber vor ihm gestochen, und einigemal sey er sogar, wegen unzeitiger Wahrheiten, derb abgeprügelt worden. Da ihn Niemand wegen dieses beschwerlichen Uebels habe in Dienste nehmen wollen, sey er in die

größte Noth gerathen, und dem Hungertode ganz nahe gewesen, bis ihm eines Tages, er wisse nicht wie, da er eine häßliche, alte Dame um eine Beysteuer angesprochen, die Worte entfahren wären: „gnädigstes Fräulein, seyn Sie so barmherzig als Sie schön sind!“ von welcher Zeit an er sich erinnere, daß er wieder so vernünftig geworden, als alle anderen Leute, und auch nie wieder Noth gelitten habe.

Der alte Graf dankte ihm für seine Mittheilung, bethenerte, er müsse von dieser Krankheit vollkommen hergestellt worden seyn, da er auch keine Spur davon bisher habe wahrnehmen können, bedauerte aber zugleich, daß leider die Hunger- und Prügelseur bey einem Cavalier nicht anwendbar sey.

Der Hausarzt giebt sich indeß alle Mühe, und läßt es weder an Besuchen, noch an Recepten und vernünftigen Beyspielen fehlen. Neulich schöpfte er einige Hoffnung, da der Graf beym Abschied zu ihm sagte: „gehorsamer Diener!“ Doch es war eine bloße auswendig gelernte Formel, und blieb ohne weiteren Folgen. Auf Anrathen des verschmitzten Kammermädchens wurden, um die Wahrheit mit der Wahrheit zu vertreiben, für den jungen Grafen allerley Wahrheit aushängende Journale ver-

schrieben, z. B. der Freymüthige, und andere, aber der Graf zeigte, zu Aller Verwunderung, einen großen Eckel vor ihnen, und brach in heftige Schmähungen aus. Ein Anderer schlug vor, man müsse dem Grafen die Wahrheit im größten Gewande zeigen, um ihm einen Abscheu davor beyzubringen, und dieß zu bewerkstelligen, brauche man nur einige Sesselträger oder Portiers vier und zwanzig Stunden lang mit ihm einzusperrn. Doch auch diese Pflerdecur schlug nicht an. Vergebens suchten die betrübten Eltern überall Trost und Hülfe, bis endlich für baares Geld ein großer Moralist den Ausspruch that: der junge Graf werde nur dann geheilt werden, wenn der weiße Kabe sich fände, der noch nie eine Lüge gesagt habe, und den Grafen selbst an Offenherzigkeit überträfe.

Der alte Graf machte sogleich bekannt, daß er dem seltenen Mann, der ohne Scheu jedem sagte, wo es ihm fehle, eine große Belohnung geben würde. Mehrere haben sich schon gemeldet, aber alle waren entweder zu höflich und schonend oder sie schnitten selber entseßlich auf. Endlich kam einer ganz trozig, und hielt dem jungen Grafen vor: wer er denn wäre, daß er allen Leuten die Wahrheit sagen wolle, und er müsse erst seine eigenen Wahrheiten anhören.

Der Graf stuzte, und die Krankheit schien wirklich ein wenig nachlassen zu wollen, denn er nannte den Fremden einen Grobian, aber dieser verdarb wieder Alles, indem er vorher die Belohnung forderte, da nur der Tod umsonst sey, alsdann aber wolle er dem Grafen reinen Wein einschenken. Der Paroxysmus wurde hierauf wieder plöglig so heftig, daß der Graf den Fremden zur Thüre hinauswarf. Seit dieser Zeit hat sich Niemand mehr gemeldet, und der Graf wird als ein unheilbarer Kranker betrachtet. Jedermann bedauert diesen charman-ten Cavalier, und alle klugen Leute gehen ihm sorgfältig aus dem Wege.

Der unverbrennliche Mensch.

Herr Roger, der gegenwärtig seine Künste in Wien sehen läßt, wird, so viel verlauten will, von einigen Kennern und Liebhabern der Naturwissenschaft für eine ganz neue, höchst seltsame Erscheinung gehalten. Aber die Geschichte thut von einigen Leuten Meldung, deren Talente und Geschicklichkeit die Kunststücke des Herrn Roger beyweitem übertreffen. Es ist wahr, der unverbrennliche Spanier wäscht sich die Hände in geschmolzenem Bley mit einer Behaglichkeit, als wäre es frisches Quellwasser; er trinkt dieses Bley und siedendes Dehl mit so viel Appetit, daß allen Zuschauern der Appetit dabey vergeht; er läßt sich mit heißem Siegelwachs die Zunge perschiren; er läßt sich Nadeln in den Arm stechen, woran er sechs Taschenuhren hängt, um die Tiefe des Stiches zu zeigen; und endlich verschluckt er Scheidewasser und andere Alexmittel, ohne daß diese Gifte ihm die geringste Unbequemlichkeit verursachen. Aber alle diese Zaubereyen, die man anstaunt, sind nichts weniger als neu. Der Doctor Jonathan Swift, ein englischer Prediger, der durch seine Wahrheitsliebe und Aufklärung berühmt war, erzählt von einem

Herrn Johann Emanuel Schütz, der zu seiner Zeit in London mehrere bewundernswürdige Thaten verrichtete. Er nahm unter andern ein Gefäß voll siedenden Dehls, und warf das Dehl mit einem großen Löffel den anwesenden Damen auf die Kleider, ohne diese zu bestrecken, oder den Damen die Haut zu verbrennen.

Er ließ einem Herrn von Stande ein paar Pfund geschmolzenes Bley herunter schlucken, und sodann einen zubereiteten Trank nehmen, worauf der Herr, in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, von dem Bley wieder befreyt wurde. Der Künstler hob es sodann von der Erde auf und präsentirte es der Gesellschaft als einen Kuchen.

Herr Schütz ließ sich ferner nicht bloß Nadeln in die Haut stechen, sondern erlaubte einem Cavalier funfzig große Lattnägel in jeden beliebigen Theil eines anwesenden gemeinen Menschen zu schlagen, und setzte den letztern auf einen magnetischen Stuhl, der die Nägel wieder herauszog, ohne daß der Mann den mindesten Schmerz empfand.

Er zeigte auch ein mit sechs Zoll langen spizigen Nägeln dicht besetztes Brett vor, legte dasselbe auf einen Stuhl, und ließ eine Dame

sich darauf setzen, die noch eine andere auf ihren Schoos nahm, indes die langen Nägel, statt ins Fleisch zu gehen, der Dame ein mit Stahlfedern und Sammet gepolstertes Kissen zu seyn schienen.

Er nahm endlich ein zwey bis sechsjähriges Kind von guter Familie, ließ des Kindes Vater oder Mutter eine Pike halten, stieß das Kind auf die Spitze, wo es zum größten Vergnügen der Zuschauer steckte; alsdann nahm er das Kind so unversehrt wieder herunter, daß auch nicht einmahl ein Löchelchen im Kleide zu bemerken war.

Er producirte noch andere Künste, die weit anmuthiger anzuschauen waren, als wenn Herr Roger im Theater an der Wien sich die Strümpfe auszieht, und barfuß über glühendes Eisen spazieren geht; da sie aber sonst wenig Ähnlichkeit mit den Versuchen des Spaniers haben: so will ich hier nur noch ein Kunststück des Herrn Schüz anführen, das nicht einmahl zu seinen schwierigsten gehörte. Er drückte nämlich mit dem Zeigefinger und dem Daumen den Herren und Damen, die es verlangten, ohne den geringsten Schmerz die Augen aus dem Kopfe, während dessen sie ein wunderschönes Farbenspiel sahen. Wenn sie sich auf solche

Weise genug ergötzt hatten, setzte er die Augen, die oft dadurch noch schöner und feuriger wurden, wieder in ihre gehörige Stelle.

Es erhellet hieraus, daß Herr Roger bereits einen sehr würdigen, ihn an Geschicklichkeit übertreffenden Vorgänger hatte. Der berühmte Physiker, Herr Georg Christoph Lichtenberg, hat uns aber das Andenken eines zweyten großen Künstlers dieser Gattung, eines Herrn Philadelphus Philadelphia, aufbewahrt; und der Herr Professor fand es nicht unter seiner Würde demselben das Avertissement zu verfertigen, wodurch der Wundermann sich den gelehrten Bewohnern der Universität Göttingen empfahl. Unter seinen vorzüglichsten Stücken befanden sich einige, die, wie Lichtenberg versichert, ohne Prahlerey zu reden, das Wunderbare selbst übertrafen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich waren. Unter die weniger schwierigen gehörten folgende:

Herr Philadelphus Philadelphia nahm sechs Loth des besten Arseniks, pulverisirte und kochte ihn in zwey Maas Milch, und tractirte die Damen damit. Sobald ihnen übel wurde, ließ er sie zwey bis drey Löffel voll geschmolzenes Bley nachtrinken, und die Gesell-

schaft ging gutes Muthes und lachend auseinander.

Er ließ eine Holz = Art bringen und schlug damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fiel. Auf der Erde versetzte er ihm den zweyten Streich, da dann der Chapeau sogleich aufstand und gemeiniglich fragte: was das für eine Musik sey? Uebrigens war er so gesund als vorher.

Man bemerkt leicht, daß gegen eine solche Holz = Art die goldene Nadel des Herrn Roger eine wahre Kinderrey ist. Philadelphia brachte aber noch ganz andere Dinge zum Vorschein. So nahm er z. B., ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobi Kirche ab und setzte ihn auf die Johannis Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis Kirchturms auf die Jacobi Kirche. Wenn sie ein paar Minuten gesteckt, brachte er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet durch die bloße Geschwindigkeit.

Ich darf die Leser wohl nur an solche Unternehmungen erinnern, um sie zum Vortheil der älteren Künstler zu gewinnen. Diese Wunderthaten der Herren Schütz und Philadelphia hatten auch noch vor denen des Herrn Roger den Vorzug der Gemeinnützigkeit voraus; denn

beyde gönnten auch andern ehrlichen Leuten das Vergnügen heißes Bley und Gift zu trinken und sich spize und schneidende Instrumente durch Fell und Fleisch jagen zu lassen, während Herr Roger alles für sich behält.

Uebrigens hat, für gereiste Leute, die ganze Sache nichts Besondere. Ich habe auf meiner Reise in Ostindien eine ganze Völkerschaft von unverbrennlichen Menschen kennen gelernt. Da kein einziger Reisebeschreiber bis jetzt dieser wunderbaren Nation erwähnt hat, ich aber mehrere Monathe unter ihr gelebt habe: so will ich hier einige Nachrichten mittheilen. Die Leute essen dort nichts als Arsenik mit Löwenmilch angemacht. Ihr gewöhnliches Getränk besteht aus Vitriolöhl; die Vornehmen aber trinken Scheidewasser, so wie die Damen, statt des Thees, Abends sich eines Abgusses von Zarteln bedienen.

Die jungen Leute baden sich in den Schmelzhütten in großen Kesseln, während das Eisen in denselben geschmolzen wird, und versichern daß ihnen dieses eine besonders anmuthige Abkühlung gewährt. Nach dem Bade nehmen die Jünglinge ein Glas Rosoglio, das aus Tigerblut bereitet wird; die Mädchen aber trinken Crocodillentränen aus kleineren Fläschchen.

Wo man diese Menschen und ihre unverbrennlichen Eigenschaften nicht kennt, geben sie oft zu allerley Irthümern Anlaß. So sollte einst in der Provinz Benares eine junge, schöne Witwe, dem Gebrauche des Landes gemäß, verbrannt werden. Sie ging mit einer Fröhlichkeit dem Scheiterhaufen entgegen, die allgemeine Bewunderung erregte. Ein junger Bramine sah dem Schauspiele zu, und nachdem die Witwe in das Feuer gesprungen war, stürzte er sich ihr nach. Jedermann staunte über den Heldenmuth beyder Personen; im Grunde aber war es nichts, als daß sie sich in den Flammen ein Rendezvous gegeben hatten; denn sie gehörten zu den Unverbrennlichen.

Die Engländer haben versucht ein eigenes Regiment von solchen Leuten zu errichten. Sie sollten glühende Kugeln in die Hand nehmen und sie beym Gefecht dem Feinde ins Gesicht werfen. Die Sache hat, aber Schwierigkeiten gefunden.

Es ist mir unbekannt, ob Herr Roger etwan von diesem Volke abstamme. Vielleicht wird das Publicum einst darüber Aufschluß erhalten. Wir haben einstweilen nur darauf aufmerksam machen wollen, daß das Dehlschlucken und Bleytrinken nichts Neues sey.

Sollte Herr Roger noch, wie verlauten will, sein großes Experiment vorzeigen, und mit einer Schöpfenkeule in einen Backofen gehen, so daß die Keule gebraten herauskommt, er aber nicht: so werden wir unsern Lesern den Erfolg davon berichten. Leider wird er aber dazu, wegen der etwas gefährlichen Vorbereitung, ein anderes Local wählen müssen, als das schöne Schauspielhaus an der Wien, das übrigens, da es doch einmahl der Kunst gewidmet ist, ganz für Taschenspieler, Seiltänzer, Unverbrennbare, und andern Meister brodloser Künste geeignet zu seyn scheint.

Das Sonntagsblatt.

Nro. 107.

Sonntag den 15. Januar 1809.

Das Einführungsfest des Leopolds-
Ordens,

Dem Verdienste seine Kronen.

Schiller.

Jede zahlreiche Versammlung von Männern, die sich zu einem ernstern Zweck vereinigen, ist schon an sich für den Verständigen ein erhebender Anblick. Aber die Vereinigung aller Edlen, deren Verdienste vom Staate durch Ehrenzeichen öffentlich anerkannt worden sind, unter dem Vorsitz eines verehrten Monarchen, wirkt um so tiefer und inniger auf jeden gutgesinnten und treuen Bürger, da er hier die wahren Notabeln der Nation, und gleichsam die Repräsentanten jeglichen Verdienstes vor sich zu sehen hoffen darf. So wie die Ritter zum heiligen Grabe sich ganz dem frommen Dienste weiheten, und mit freudiger Ergebung Gut und Blut für das verwendeten, was ihnen das

Höchste war: so ist auch bis auf den heutigen Tag jeder ächte Ritter verbunden, seine besten Kräfte und die größten Opfer seinem Vaterlande und dem Monarchen darzubringen, der ihn vor aller Welt so herrlich schmückte.

Die Einführung des neugestifteten Leopold-Ordens ist jedem wahren Patrioten um so ehrwürdiger, da hier das ausgezeichnete Verdienst, wo es sich findet, belohnt wird, und die Talente, welche durch Erweiterung der Wissenschaften den Ruhm der Nation erhöhen, eben so gültigen Anspruch darauf haben, als der erprobte Dienstleister des Staatsmannes, und die Beförderung des Gemeinwohls.

Die feyerliche Installation dieses Verdienst-Ordens, welche am vorigen Sonntage Statt hatte, gehörte zu den glänzendsten, imposantesten Scenen, durch welche die Würde des Staates sinnlich dargestellt werden soll. Die Ritter des goldenen Vlieses, die Großkreuze, Commandeurs und Ritter des St. Stephans-Ordens, waren in ihrem großen Costume bey der Ceremonie gegenwärtig, so wie die Mitglieder des Iheresien-Ordens in Galla-Uniform. Der Ritterschlag geschah in dem neuen, im edeln Styl erbauten und decorirten Rittersaale, wo außer den Ordensgliedern nur die vornehm-

sten Hof- und Staatsbeamten zugelassen wurden. Den Zug zur Hofcapelle aber, der durch die Säle der Burg ging, wo die Garden, in ihrer prächtigen Uniform, geschlossene Reihen bildeten, konnten alle diejenigen ansehen die Eintrittsbillete erhalten hatten. Die sehr zahlreich aus allen Ständen hierbey versammelten Zuschauer waren auf den zu beyden Seiten der Säle errichteten Tribünen vertheilt. Am Abend vorher war für jedermann der Eingang in die Säle offen, wo Se. Majestät, als Großmeister des Ordens, von den Kaiserlichen und Königlichen Prinzen des durchlauchtigsten Erzhauses, von Er. königl. Hoheit dem Herzog Albert, von den hohen Hofbeamten, den K. K. Geheimeräthen, den K. K. Kämmerern, den K. K. Trugessen, dem gesammten Hofstaate und endlich von den Rittern des Leopold-Ordens begleitet, zur Vesper gingen.

Das Costüme des neuen Ordens ist eben so prächtig als geschmackvoll. Die rothe und weisse Farbe in der Ritterkleidung sind aus dem Oesterreichischen Wappen genommen. In der überaus reichen Stickerey bemerkt man Lorbeerzweige und Kronen als Symbole des Verdienstes. Die Angabe dieser Kleidung rührt von dem als Mahler und Kupferstecher rühm-

lich bekannten fürstl. Esterhazy'schen Gallerie-Inspector und K. K. Hofkupferstecher, Herrn Fischer her.

Wir können diejenigen, welche sich näher über die Verfassung, über die Statuten, Regeln und Decorationen des neuen Ordens unterrichten wollen, auf eine interessante Schrift verweisen, welche unter dem Titel: „Taschenbuch der Ritterorden“ nächstens in der Gamesina'schen Buchhandlung erscheinen wird.

Uebersicht der neuesten Almanache.

Der Satz: daß die Güte mit der Menge meistens im umgekehrten Verhältnisse steht, ließe sich unter andern auch durch eine Uebersicht der seit mehreren Jahren so häufigen Almanache erweisen. Als vor einigen Jahrzehnten nur ein Taschenbuch in Deutschland herauskam, oder höchstens ein paar poetische Blumenlesen erschienen, worin junge, talentvolle Männer die Erslinge ihres Geistes, unter der Aufsicht eines geschätzten Schriftstellers, dem Publikum darbrachten: so sah man mit Sehnsucht diesen Kindern des Frühlings entgegen, und nahm sie wie liebe Geschenke auf; sie wurden der Gegenstand der Unterhaltung, so wie es zur feineren Bildung gehörte, sie zu kennen und gehörig zu beurtheilen. Seitdem aber die Deutschen Vielschreiber geworden sind, und wir, statt neuer Dichter, nur Belletristen und Journalisten wie Pilze emporschließen sehen, so sind auch die Almanache zu einem Zweige der Industrie herabgesunken, und ihre Verfasser haben oft keinen andern Beruf mit den Mufen zu spielen, als weil sie zu einem ernstern Geschäft untauglich sind. Diese Bemerkung nöthigen uns besonders einige neue

Taschenbücher ab, deren Inhalt ohne Achtung für das Publikum, gedankenlos aus Magazinen und Bademeccumsbüchern zusammen geplündert worden ist, und deren Verleger sich noch zu sagen erdreisten: sie hofften, ihr Taschenbuch werde auch jetzt mit Beyfall aufgenommen werden, weil es ehemahls recht gut gewesen sey. Da aber demungeachtet Almanache zur herrschenden Modelectüre gehören, und nur Wenige Zeit und Gelegenheit haben sie alle zu lesen: so glauben wir unsern Lesern einen Liebesdienst zu erweisen, wenn wir sie auf die besten aufmerksam machen, weshalb wir die neuesten ohne Rangordnung, so wie sie uns in die Hand kommen, bald kürzer, bald ausführlicher, je nach dem Interesse, das sie erregen, durchgehen, und unsere Meinung davon mit einigen Belegen mittheilen werden.

Der ehemahls, durch die trefflichen Aufsätze Lichtenbergs, berühmte Göttingische Taschenkalender scheint sich durch seinen früheren Aufwand so an Geist und Wisz erschöpft zu haben, daß bey dem diesjährigen ein ganzliches Falliment ausgebrochen ist. Der einzige Artikel, der sich noch fortdauernd in seinem Interesse erhält, ist die Münztabelle, und die

Genealogie der hohen Häupter. Zu den übrigen Auffäßen hat sich wirklich Niemand zu bekennen getrauet, und sie enthalten auch sämmtlich nichts, als abgedroschene, obendrein schlecht erzählte Anekdoten, und gehaltlose Nachrichten aus Miscellaneen und alien Zeitungen zusammengestoppelt. Von der Cüekheit der Königin Elisabeth werden als Züge angeführt, daß sie eine Garderobe von vier tausend Kleidern gehabt, und eine rothe Perücke getragen habe. Von dem als Sonderling bekannten Lord Baltimore erzählt der Verfasser, er habe eine Georgianerin für sein Harem gekauft, was gegen die Türkischen Gesetze ist, und habe sie dann verschenkt, weil sie boshaft und roh gewesen wäre. Ein anderer größerer Auffas, Blick auf Indien überschrieben, enthält außer einigen durch keine Thatfachen belegten Vermuthungen, nichts weiter als eine schon in allen Zeitungen gestandene Relation der Ermordung des persischen Gesandten in Ostindien, und andere Begebenheiten die durch spätere Ereignisse ihre momentane Wichtigkeit verlohren haben. Als eine seltsame Geistesverirrung wird ferner die, zur Gemüthe von allen Anekdotenkrämern erzählte, Vorliebe des letzten

Herzogs von Merseburg für Bassgeigen angeführt, von der man aber nicht begreift, wie sie sich hierher verirrt hat. Ohne die übrigen, eben so unbedeutenden kleinen Artikel zu erwähnen, setzen wir als Probe, was der Verfasser unter Anekdoten versteht, folgendes Geschichtchen im Auszug hierher: nämlich, daß dem Herrn Heyde in London, einem Virtuosen auf der Trompete, bey einer Aufführung des Messias, von einigen Spaßvögeln Nußschaalen in sein Instrument gesteckt worden seyen.

Sollte ein sonst so trefflicher Almanach, der aber gegenwärtig bis auf Nußschaalen heruntergekommen ist, nicht lieber sterben wollen, als fortfahren, sich um allen früheren Credit zu bringen?

Ein Taschenbuch, unter dem Nahmen, dramatisches Sträußchen, von Castelli und Hassaurek, in Wien herausgegeben, erfüllt nicht alle Forderungen, die man mit Recht an einen Almanach machen kann. Ein Almanach sollte uns billig etwas Neues zum Geschenke mitbringen; hier aber finden wir lauter Französische Waaren, ob-

gleich bey einigen der fremde Stempel wegge-
 lassen worden ist. Ein kleines Lustspiel von
 Castelli, „der Ehestifte“ ist eine bloße
 Uebersetzung, nur mit verdeutschten Nahmen
 der Personen, wovon jedoch der Verfasser nichts
 erwähnt. Das Gefälligste in diesem Sträuß-
 chen ist: Haß allen Weibern von Ca-
 stelli nach Bouilly, von welchem artigen Stück
 wir in diesem Blatt schon ausführlich unser
 Urtheil gefällt haben. Die Spanische
 Wand, eine dramatische Kleinigkeit nach dem
 Französischen ist wirklich so geringfügig, und
 dabey so schwerfällig, daß der Uebersetzer sie
 hätte liegen lassen sollen. Das vierte Stück,
 die Ehemänner als Junggesellen,
 hätte seiner drolligen Anlage nach das beste
 werden können; aber dann hätte die Intrigue
 feiner geführt, die Charaktere richtiger und
 schärfer gezeichnet werden, und die ganze Bear-
 beitung wirklich frey und geschmackvoll seyn
 sollen. Da wir seit einiger Zeit auf unserm
 Theater, außer sehr wenigen Originalstücken,
 größtentheils freye Bearbeitungen zu sehen be-
 kommen, so wäre es zu wünschen, wenn diese
 Dichter, was ihnen an Erfindungskraft abgeht,
 durch andere Talente, oder wenigstens durch
 Fleiß und Anstrengung zu ersetzen sich bemühe-

ten. Eine Bearbeitung sollte besser seyn als das Original, oder doch einige Vorzüge vor ihr voraus haben, denn sonst bleibt sie eine Uebersetzung, die bloß nach dem Maaßstab ihrer Treue mehr oder weniger Verdienst hat.

Apollonion, ein Wiener Taschenbuch, fährt fort durch Mannigfaltigkeit des Inhalts die Aufmerksamkeit des Publikums an sich zu ziehen. Mitten unter den Producten der Vaterländischen Muse erblicken wir gern die geehrten Nahmen Manso, Bürde und Hinsberg, welcher letztere Schriftsteller auch hier durch eine eingerückte Probe aus dem von ihm bearbeiteten Liede der Nibelungen bewiesen hat, daß er der rechte Mann dazu sey. Bey dem gerechten Lobe, das wir manchen gelungenen Dichtungen, z. B. der Hymne auf die Vermählung Sr. Majestät des Kaisers von Leon, einem bey Eröffnung eines Liebhaber-Concerts entstandenen Gedichte von Bürde, einem andern von Hinsberg: Der Blick in die Ferne, und mehreren Singgedichten freudig zollen, von welchen wir nur eins von Ulrich Petraf, Hans der Philosoph, betitelt und verschiedene vom

Freyherrn von Keger nach Owen bearbeitete anführen wollen; müssen wir doch bekennen, daß mehreres von dieser Sammlung hinweg zu wünschen wäre. Hierunter gehört ein mißlungener Spas: die Wahrheit im Reime genannt, der also lautet:

A

„Was war er übrigens der gute, dicke Graf?“

B

„Das weiß ich nicht, doch reimt sich nur auf ihn — ein Schaaf.“

Von gleichem d. h. keinem Werthe sind die Verse an Köschlen:

„Biel legt, o gutes Mädchen! Dir
 „Die große Welt zur Last;
 „Dein größter Fehler, glaube mir,
 „Ist: — — — daß du keinen hast.“

Auch das Fenstergespräch, das Mädchen und der Soldat, ist schlecht versifizirt und ziemlich platt gedacht. Der Landreigen, nach einem alten beliebten Volksliede, ist weder naiv noch sinnreich.

Ferner wünschten wir, daß die prosaischen Aufsätze mehr Gehalt und Rundung hätten, und daß Männer von geschägtem Talent, wie man hier beysammen findet, sich weniger mit fremden Gut befassen, und dafür das ihnen selbst verliehene Pfund gehörig wuchern lassen möchten.

Zum Schluß theilen wir noch den Lesern aus diesem Taschenbuch ein artiges Improromptü von Gleim mit, wozu die unvermuthete Ankunft einer Dame ihm Anlaß gab, und das durch den Gegenstand und den Dichter ein doppeltes Interesse erhält.

„Erscheinung, wärst Du mir erschienen,
 „Mit aller Lieblichkeit in Deinen holden
 Mienen;
 „Als noch mein lockig Haar um meine Schul-
 tern hing,
 „Ich Grafs, des Mahlers, Lob empfing:
 „Thyrdäus wär ich nicht geworden,
 „Getreten wär ich nur in Amors Ritter-
 Orden;
 „Und hätte dann Dein Herz mein Flehen
 nicht erweicht,
 „Petraerka wär ich jetzt vielleicht.“

Das Helvetische Taschenbuch für Freunde Deutscher Vorzeit, *Alruna*, zeichnet sich durch Eigenthümlichkeit, und den löblichen Zweck aus, durch Aufstellung der mannhaften Sitten unserer Voreltern das jezige Geschlecht zum Festhalten alter Ordnung, deutscher Treue, und strengerer Zucht aufzufordern.

Der Herausgeber der *Alruna*, Herr E. Müller scheint uns aber seinen Zweck selbst zu verfehlen, indem er sowohl die Herrlichkeit der alten Vorzeit als die Schwäche und den Verfall unserer Zeitgenossen sehr merklich übertreibt. Gleich in der Einleitung nennt der Verfasser die gegenwärtige Zeit, ganz ohne Grund, „trübe, freudenlose Tage,“ und schilt seine Zeitgenossen: „entartete Enkel, von denen der Ruhm der Väter gewichen ist.“ — Unruhige und bedrängte Zeiten, wie die gegenwärtigen, sind aber darum nicht finster und öde, sondern gerade im Kampf und Sturm gewaltiger Begebenheiten wird der Mensch zum Denken geweckt, und fühlt sich selbst am lebendigsten. Ein Volk, das, wie das Deutsche, eine so große Bildungsfähigkeit zeigt, scheint oft zurückzugehen und zu entarten, da es im Ge-

gentheil bey dem Uebergange von einer Bildungs-epoche zur andern, nur in eine wohlthätige Crisis tritt, aus der es mit neu erworbenen Lorbeern hervorgeht. Ein großes, selbstständiges Volk, noch in voller Jugendkraft, wird nicht durch einige Unfälle unterjocht. Sollte es auch von fremdem, vorübergehenden Glanze für einen Augenblick betäubt und geblendet seyn: so bürgen uns doch die selbst errungenen Schätze des Wissens und die noch frischen aber bleibenden Denkmäler vaterländischer Kunst für die noch unverdorbene Gesundheit und Stärke des Nationalkörpers, und diese lassen einen wirksamen Aufschwung des Gesamtgeistes hoffen.

Wenn der Verfasser in seinen Rück-erinnerungen an den Geist der Vorzeit, die Sitten der alten Deutschen, als Gegenbild zu den heutigen, erhebt: so sollte er bedenken, daß eine Nation andere Tugenden unter sich erzeugt und ehrt, wenn sie im Zustande der Rohheit ist, als dieselbe Nation, wenn sie nach Jahraufenden civilisirt wird. Der Mann hat andere Pflichten und andere Vorzüge als der Jüngling, und wenn der

Letztere mit ungestümer Kraft seine Gefühle und Träumereyen zum allgemeinen Gesetz machen will, so wägt dagegen der bedächtliche Mann das Gute und das Böse der verschiedenen Neigungen, und alte und neue Thorheiten und Verirrungen ruhig gegen einander ab, und duldet gern, daß Andere anders meinen und handeln, während er seiner eigenen Einsicht folgt. Außerdem sollte der Geschichtsforscher beherzigen, daß das, was Tacitus von den alten Deutschen sagt, eben nicht die strenge, von der Mehrheit des Volks abgezogene Wahrheit ist; denn Tacitus schilderte sie im Contrast mit den damals äußerst verderbten Römern, und lebte nicht unter den Deutschen, weshalb sie ihm größer und herrlicher erschienen, so wie alle Bilder, aus der Ferne gesehen, gewinnen.

Die güldene Halskette, (in dieser Urna) eine vaterländische Geschichte aus dem funfzehnten Jahrhundert, von einem ungenannten Verfasser, erregt unsere Theilnahme durch die wahre und geistvolle Schilderung sehr edler Charaktere aus der einfachen Vorzeit, und rührt uns sogar durch die zarte Enthüllung der feinsten Gefühle des menschlichen Herzens.

Der Plan und Gang der Geschichte sind jedoch mit wenig Kunst behandelt, und die kaum im Umriss gezeichneten etwas grellen Nebenpersonen dienen nur dazu, die Hauptpersonen zu erheben, und endlich, gezwungen, den Triumph der Leidenden, aber standhaften Tugend zu feyern.

Was uns als ein Mißklang zu dem Ernst dieser Geschichte unangenehm gestört hat, ist der unzeitige, und dem Verfasser übel anstehende, spaßhafte Ton, mit dem er sich in der Einleitung mit den Leserinnen unterredet. Die Fragen, die er diesen in den Mund legt, und seine Antworten darauf, sind von solcher Art, daß wir sie aus wirklicher Achtung für den Autor nicht ausziehen, und nur bey dieser Gelegenheit bemerken wollen, daß der Deutsche sich vor einer gewissen, zu weit getriebenen Gutmüthigkeit in Acht zu nehmen hat, die leicht ins Plumpe fällt, besonders wenn er scherzhaft seyn will.

Der Almanach fürs Theater von Friedrich Ludwig Schmidt in Hamburg herausgegeben, enthält, außer einer an-

gefangenen, bis jetzt unbedeutenden, Geschichte
 des Hamburgischen Theaters, einige gut ge-
 meinte und verständige Rathschläge für junge
 Schauspieler, dann mehrere geringfügige Anek-
 doten, worunter die Unterredung zwischen ei-
 nem Theaterdirector und einem Gouverneur
 noch die erträglichste ist, und endlich eine dra-
 matische Scene von demselben Herrn Schmidt,
 Hanno und Selide betitelt, wovon der
 Stoff gräßlich, und also undramatisch ist, die
 Behandlung aber gar keinen poetischen Werth
 hat. Ueberhaupt verräth Herr Schmidt als
 Schriftsteller noch eine ziemlich ungeübte Hand.
 Wenn er recht viel sagen, und sich recht
 stark ausdrücken will, so geschieht es ihm bis-
 weilen, daß er nichts oder etwas Falsches sagt.
 Um dieß zu beweisen, führen wir folgende,
 in der Theatergeschichte vorkommende Frage
 an: „Sind wir anders, als unsere Voreltern,
 „auf welche oft ein schaalers (!) Blick fällt,
 „oder giebt es gewisse Absurditäten, die
 „ein ewiges Souverainetsrecht über
 „den menschlichen Verstand üben?“ — Der
 schaalers Blick soll wohl so viel als ein gering-
 schätziger heißen, aber wenn es auch Absurdi-
 täten gibt, die trotz dem Verstande sich lange

erhalten, so ist es doch ein Unfinn zu sagen
sie könnten vielleicht ein ewiges Souverain-
tätsrecht über ihn ausüben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der neue Proteus

ein Lustspiel

von

Gustav Linden.

Bey jedem Werke der Kunst giebt es eine zweyfache Art der Beurtheilung, einen strengen Maaßstab, der sich nach der Idee, und nach den besten Mustern richtet, und einen andern der Billigkeit, welcher das vorliegende Werk mit der größeren Anzahl derselben Art vergleicht, und dasselbe, nach Verhältnis, entweder, einzelner Verdienste wegen, lobt, oder es als unbedeutend und abgeschmackt verwirft. Die strenge Critik scheint uns nur bey genialischen Schöpfungen, oder den gehaltvollen Arbeiten einer sehr geübten Hand an ihrem Platz zu seyn, und es wäre fast lächerlich, die meisten dramatischen Erscheinungen auf diese Art richten zu wollen. In dieser Hinsicht glauben wir den neuen Proteus als eins der vorzüglicheren, neuern

Stücke anführen zu können. Wir hoffen, daß der Verfasser für die darin vorkommenden Fehler sich mit der Uebereilung entschuldigen, und die größere Verzeihlichkeit der Jugendsünden zu seinem Vortheil geltend machen könne.

Die Anlage, und die Führung des Stückes, ja selbst das Feuer, und der Ungeßimm, womit einige Scenen geschrieben sind, lassen wenigstens auf einen jungen Mann, und einen noch jüngeren Auler schließen. Die Handlung ist offenbar aus dem bekannten, aus dem Englischen übersehten, Stück, die vier Vormünder, hergenommen. Die Charaktere dagegen gehören dem Verfasser zu und gerade die der Vormünder, die sehr wesentlich sind, und den komischen Theil des Stückes ausmachen sollen, sind am wenigsten gelungen. Ein Zechbruder, der mit ein halb Duzend Bouteillen guten Wein schon fast gewonnen ist, und sein Mündel dem gibt, der ihm seinen Durst zu stillen verspricht, ist eben keine sehr spasshafte Person. Ein alter Stutzer, der mit Französischen Brocken um sich wirft, ein Anhänger von der Schadellehre ist, und sein Mündel für ein altes

Manuscript aus dem Herculanium verkauft, ist eben so wenig weder lustig noch interessant. Der Verfasser hat hier mehrere Narrheiten, die nicht zusammen gehören, auf einander gehäuft, aber dieß giebt noch keinen komischen Charakter, der nicht von außen zusammengeleimt, sondern von innen heraus construirt seyn will. Der dritte Vormund ist eine verlebte Coquette, von sehr verliebter Complexion, die einen poetischen Schwindel affectirt, — eine Krankheit, die Gottlob bey unsern soliden Landesmänninnen sich noch nicht hat blicken lassen. Diese etwas widerliche Dame ist wahrscheinlich nach einer Silhouette entworfen, und, man muß gestehen, mit einiger Laune ausgeführt.

Der rohe und alberne Landjunker, der sich auch, man weiß nicht mit welchem Recht um das reiche Mündel bewirbt, ist eine überflüssige und höchst fatale Person. Dagegen interessiren uns das Mündel und ihr beglückter Freyer durch eine gewisse Eigenthümlichkeit, und die Wärme, mit der sie geschildert sind. Beyde haben eigentlich denselben Charakter,

jugendlichen Tros, Gutmüthigkeit, Vorliebe für das Ungewöhnliche, und ein rasches, heißes Gefühl, das sich schnell zum Handeln entscheidet. Anstatt aber, daß der Verfasser diese Charaktere durch natürliche, aus der Lage der Dinge entspringende Vorfälle in Bewegung setzen sollte, nimmt er seine Zuflucht zu einem abgedroschenen und abenteuerlichen Zufall: Um den Heroismus des Liebhabers zu zeigen, läßt er ein paar Pferde durchgehen und die Geliebte beynah über den Haufen rennen; so daß man sagen kann, daß diese Pferde eigentlich die Liebenden zusammengebracht haben.

Eine zweyte Liebesintrigue ist nur durch die unbegreifliche, und bis ans Absurde grenzende Schüchternheit und Furchtsamkeit des Liebhabers merkwürdig. Sein Vater, der ihn zur Liebe und in die Ehe hinein prügeln will, ist eine plumpe Karikatur, die nur des Contrastes wegen angebracht worden.

Die spaßhaften Ausfälle, die ihm auf die Prodesitten in den Mund gelegt werden, reichen kaum hin, seine Erscheinung erträglich

zu machen, ohne ihm etwas Komisches zu geben; obgleich Herr Weidmann auch in dieser Rolle durch seine Persönlichkeit uns lachen macht. Der Verfasser hätte ihn bizarr machen sollen, aber nicht durchaus hart und fühllos, — ein Charakter, der, ohne andere hervorragende Eigenschaften auf der Bühne dargestellt, immer einen widerlichen Eindruck hervorbringt.

Die Ausführung, und, wir möchten sagen, Ausfüllung der Scenen mit allerley Scherz- und Stichelreden ist unstreitig die beste Seite des Stückes. Selbst undankbare Scenen, wie die mit den Vormündern, wo der Verfasser auf seine eigene Hand Spas gemacht hat, werden durch glückliche Theatercoups und gute Schlußreden aufgeheitert und gehoben. Der Austritt mit der alten Narrin ist zwar übertrieben, aber doch drollig genug.

Wir wünschen, daß der Verfasser dieses Lustspiels seine Anlage zum dramatischen Schriftsteller durch Fleiß und Studium ausbilden möge, und sich nicht durch zu frühzeitigen Beyfall, der ihm nicht fehlen wird, verderben lasse.

Die Darstellung war im Ganzen sehr gut, und Herr Koose, so wie Madame Renner, verdienten besonders, in den beyden Hauptrollen, den lebhaften Beyfall, der ihnen zu Theil wurde.

Das Sonntagsblatt.

Nro. 108.

Sonntag den 22. Januar 1809.

Ein Gespräch

über

Madame Hendel.

Der Graf. Sie haben die berühmte Schauspielerinn vom Berliner Theater gesehen?

Der Baron. Madame Hendel? O ja, als Phädra und als Margarethe in den Haufesolzen.

Graf. Ich bin neugierig, Ihre Meinung zu erfahren.

Baron. Sie sind sehr offenherzig.

Graf. Offenherzig? Wie verstehen Sie das?

Baron. Wenn ein Mann von Geschmack und Urtheil, über eine Sache, von welcher er selbst unterrichtet ist, sich um die Meinung eines andern bekümmert: so ist er gewöhnlich mit seiner eigenen noch nicht fertig. Dieß zu verstehen ist offenherzig.

Graf. Ich kann mit mir selbst im Klaren seyn, und doch wünschen zu wissen, ob mein Urtheil mit dem Ihrigen übereinstimmt.

Baron. Und wenn wir nicht einig sind, wer soll zwischen uns entscheiden?

Graf. Der Geschmack und die Grundsätze, nach welchen ein Schauspieler beurtheilt werden soll.

Baron. Wollen Sie es so streng nehmen?

Graf. Warum nicht? Wer hätte dabey zu wagen?

Baron. Sie, oder Madame Hendel.

Graf. Ich? Wissen Sie denn, was ich von ihr denke?

Baron. So ziemlich. Sie glauben, man könnte viel von ihr lernen; ihre mahlerischen oder vielmehr plastischen Stellungen gefallen Ihnen; Sie erkennen in ihrem Spiel Ueberlegung, Absicht und Erhebung zur tragischen Würde; Sie halten sie für eine liebenswürdige, interessante Frau; Sie — —

Graf. Ehe Sie weiter fortfahren, erlauben Sie mir zu fragen, wer Ihnen so viel von meiner Meinung mitgetheilt hat? Sie wissen beynabe mehr davon als ich selbst.

Baron. Ich weiß alles unmittelbar von Ihnen.

Graf. Von mir?

Baron. Von Ihnen. Ehe Sie ein Wort sprachen, giengen Sie pathetisch, wie auf dem Kothurn, im Zimmer umher, blieben dann stehen, copierten einige Attitüden der Phädra, drehten sich gleich darauf auf einem Absatz herum, warfen ihr Schnupftuch über den Kopf, wie Madame Hendel den Mantel als sie hinging, „sich auf ewig zu verbergen,“ — nachher zogen Sie Ihr Tuch rasch herab, verdrehten die Arme, ließen sie wieder sinken, besahen Ihre Nägel, wieder wie Madame Hendel vor dem Hippolyt; sie fingen dann an zu seufzen — nach Ihrer eigenen Manier; und kurz, wenn Sie auch nichts gesagt hätten, einem aufmerksamen Beobachter wäre es nicht entgangen, daß Sie in Gedanken mit Madame Hendel beschäftigt waren.

Graf. Sie sind entseßlich scharfsinnig, und erweisen mir ungemein viel Ehre, meine Bewegungen so genau zu beobachten. Wenn Sie der Madame Hendel eine gleiche Aufmerksamkeit geschenkt haben: so darf sie sich eine ausführliche Critik von Ihnen versprechen.

Baron. Die größte Aufmerksamkeit, die man einer schönen Frau erweisen kann, ist,

wenn man die Critik bey ihr vergift, oder wenigstens verschweigt.

Graf. Ersparen Sie sich die Complimente: wir sind unter uns. Also aufrichtig, was haben Sie gegen diese vielbewunderte Dame einzuwenden?

Baron. Wer sagt Ihnen denn, daß ich etwas gegen Sie einzuwenden hätte?

Graf. Ich folge Ihrem Beispiele und schließe aus den Mienern. Ueberdem war die satirische Schilderung meiner Attitüden deutlich genug.

Baron. Bringen Sie mich nicht ins Geschrey, oder ich fange an zu loben.

Graf. Sie drohen, als wäre Ihr Lob etwas fürchtbares.

Baron. Wo man nicht tadeln darf, sollte man auch nicht loben.

Graf. Und warum dürfen Sie nicht?

Baron. Ich habe ein Gelübde gethan, keiner liebenswürdigen, talentvollen Frau zu nahe zu treten; denn, lieber Graf, es ist eine gar figliche Sache um den Ruhm einer bewunderten Künstlerinn. Ein vorlautes Wort, das man gegen sie vorbringt, kann uns in den Ruf der Tadelsucht, der Geschmacklosigkeit,

der Kälte und anderer üblen Eigenschaften bringen.

G r a f. Aber wer soll Sie denn in üblen Ruf bringen? Die Wände haben keine Ohren; und ich werde Sie nicht verrathen.

B a r o n. Ihre Hand darauf, es bleibt alles unter uns, was ich auch sage.

G r a f. Parole d'honneur!

B a r o n. Nun denn, Madame Hendel gefällt mir sehr wohl.

G r a f. Sie sind ein Schalk; ich hätte es voraus sehen können, daß Sie nur Spaß machen.

B a r o n. Ich sehe mit Vergnügen, daß sie einige bisher vernachlässigte Elemente der Schauspielkunst studiert hat; sie ist bey Maltern und Bildhauern in die Schule gegangen, und hat sich sogar mit den Gestalten des classischen Alterthums bekannt gemacht; sie kennt die, über das gewöhnliche Leben erhobene, Sphäre des Trauerspiels, und scheint bisweilen absichtlich eine zu große oder gemeine Natürlichkeit zu vermeiden.

G r a f. Liebster Baron, lassen Sie sich umarmen! Sie sprechen mir aus der Seele.

B a r o n. Frohlocken Sie nicht zu früh! Ueberhaupt lassen wir beyde unsere Seelen aus

dem Spiel, es könnte ihnen dabey nicht ganz wohl werden

Graf. Wie das? Haben Sie es denn nicht redlich mit Ihrem Lobe gemeint?

Baron. O! nicht so redlich, wäre redlicher gewesen.

Graf. Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll. Erst verschanzen Sie sich hinter allerley Wendungen und Vorsichtigkeiten, nöthigen mir mein Ehrenwort ab, Ihr Geheimniß zu verschweigen, als ob Sie mir eine Staatsfache anvertrauen wollten; dann lassen Sie der guten Frau Gerechtigkeit wiederfahren, und wenn ich mich über Ihr verständiges Urtheil freue: so springen Sie plötzlich wieder ab, und lassen mir nichts als die Bemerkung, daß es Ihnen weder mit dem Lobe noch mit dem Tadel rechter Ernst sey.

Baron. Was soll auch hier der rechte Ernst? Doch weil Sie es einmahl so genau nehmen, so erlauben Sie mir wohl zu fragen: wie denn eigentlich Ihr ernsthaftes, aufrichtiges Urtheil über Madame Hendel lautet?

Graf. Aufrichtig gestanden, ich halte Sie für eine große Künstlerinn; und da Madame Koose einmahl todt ist: so wußte ich keine deut-

sche Schauspielerinn im tragischen Fache ihr an die Seite, vielweniger über sie zu setzen.

Baron. Sie machen mir Vorwürfe, daß ich mich hinter Wendungen verstecke, und Sie selbst maskiren Ihr Urtheil durch eine Bedingung. Damit werden aber die unbedingten Verehrer der Dame eben so wenig zufrieden seyn, als mit meiner schüchternen Bedenklichkeit.

Graf. Es ist kaum zu ertragen. Warum mischen Sie immer die Meinungen fremder Leute in unser Gespräch? Wie oft soll ich es wiederhohlen: wir sind unter uns, und es kommt darauf an, zu entscheiden, wer von uns beyden Recht hat.

Baron. Das möchte schwer auszumachen seyn; denn, so viel ich weiß, haben weder Sie noch ich eine bestimmte Meinung geäußert.

Graf. Daran sind Sie Schuld: Sie weichen immer aus.

Baron. Soll ich Ihnen unverhohlen die Ursache sagen, warum ich das thue?

Graf. Nun!

Baron. Weil ich überzeugt bin, daß weder für Madame Hendel, noch für das Publikum etwas zu gewinnen ist, wenn wir auch auf ein Haar ausmessen, wie groß ihr Verdienst um die Schauspielkunst seyn könnte. Wir mö-

gen noch so verständig über ihre Vorzüge oder Mängel raisonniren; Niemand in der Welt, oder auch nur in Wien, wird deswegen anders urtheilen als er bereits geurtheilt hat.

Graf. Da haben Sie recht; denn Niemand kann wissen, was Sie mir *sub rosa* anvertrauen.

Baron. Doch, doch, trotz Ihrem Versprechen, ist mir vor Ihrer Indiscretion bange.

Graf. Herr Baron!

Baron. Wir sind unter uns, und wir müssen kalt bleiben. Eben Recht, daß mir das Wort kalt in den Wurf kommt; es wäre in der That sonderbar, wenn wir uns über dem kalten Spiel der Madame Hendel erhitzen wollten. Sie sehen mich an! Nun ja, weil Sie mich denn drängen, meine ehrliche Meinung zu sagen; Madame Hendel verräth Studium, sie berechnet ihre Attitüden, bisweilen auch ihre Declamation; aber es ist eine frostige, oft sogar eine falsche Berechnung, der sie folgt, und darum glaubt ihr der Zuschauer nicht, was sie sagt; seine Seele bleibt kalt wie der Marmor, von dem Sie ihre Stellungen entlehnt hat.

Graf. Es ist etwas Wahres in Ihren Bemerkungen. Gleichwohl thut mir es beynahelied, daß ich Sie soweit gebracht habe, sie mir

ohne Schminke und, so zu sagen, etwas derb mit-
zuthellen. Sie verwischen mir ein angenehmes
Bild — mit Ihrem kalten Raisonnement.

Baron. Es war nicht meine Absicht,
Ihnen eine angenehme Täuschung zu rauben,
um so weniger, da wir von der Schauspielkunst
sprechen, wo die Täuschung hingehört; aber ich
gestehe Ihnen, daß ich diese bey Madame Hen-
del nicht gefunden habe: es ist selten Wahrheit
in ihrer noch so künstlichen Darstellung.

Graf. Gerade das Gegentheil. Als Mar-
garethe ist sie nur allzuwahr. So läuft und
bewegt sich zwar eine Bäuerin, wenn sie ver-
liebt ist und fortgeschickt wird, um Korn zu
schneiden; aber ich hätte doch gewünscht, daß
sie, mit Hülfe der Grazien, das Landmädchen
ein wenig idealisirt hätte. So auch in der Phä-
dra, besonders in der letzten Scene. Es ist
zwar sehr glaublich, daß auch eine Königin,
wenn sie Gift getrunken hat, die Fesseln der
Schnürbrust unleidlich findet, und daß eine
Sterbende oder Todte nicht jederzeit die Regeln des
Anstandes beobachtet; aber dieß auf dem Thea-
ter nachahmen, heißt doch, die Wahrheit ein
wenig zu weit treiben. Sie müssen gestehen,
ich bin kein blinder Enthusiast.

Baron. Blind gewiß nicht, ich glaube

vielmehr, daß Sie ganz Auge waren. — Aber wissen Sie wohl, daß Sie eben die schwache Seite der Madame Hendel berührt haben? Bisweilen folgt sie dem Gesetze der Kunst, welches die Natur zu veredeln gebietet, und dann wird sie plötzlich wieder gar zu natürlich. In der Phädra, wo sie die stolze Griechinn oft nur allzu plastisch nahm, versiel sie, ehe man sich versah, in den Conversationston einer artigen, zarten Berlinerinn. Es ist wenig Zusammenhang und keine Folge in ihrem Spiel; die einzelnen gelungenen Momente stehen wie die Spizen an einem gothischen Gebäude hervor; es fehlt die Rundung der schönen, griechischen Form. In der großen Scene mit Hippolyt sprach sie einige Reden mit einer Tiefe des Gefühls, und einer Würde, die jeden Zuschauer über das gewöhnliche Leben erhob, und gleich darauf befah sie ihre Nadel, wie jemand der sich in einer gemeinen Berlegenheit befindet. Madame Hendel hat die Kunst studiert, sie sollte von unsern jungen Schauspielerinnen als ein Muster angesehen werden, welche sich nur zu oft einbilden, mit ein wenig empfindsamer Hausmannskost sey alles gethan. Aber ehe ich, wie Sie, lieber Graf, eine große, vollendete Künstlerinn in ihr erkenne, müßte sie die einzelnen Schönheiten, die ihr nicht abzusprechen

sind, zu einem Ganzen zu verbinden wissen; die Kunst müßte in ihre Natur übergegangen seyn, und die Berechnung der Mittel nicht überall oder doch größtentheils durchblicken; mit einem Worte, sie müßte das Gefühl und den Zustand nicht isolirt, sondern als die harmonischen Töne eines höheren Accords darstellen.

Graf. Ich habe Sie ausreden lassen, und weiß nun wie Sie denken. Ohne entscheiden zu wollen, ob Ihr Urtheil über Madame Hendel gegründet ist, muß ich Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß Sie wenigstens mich ganz richtig beurtheilt haben. Ich war wirklich noch nicht fertig mit meiner Meinung, als ich Sie um die Ihrige fragte. Vieles, das meiste, was ich von der Künstlerinn sah, hatte mich bezaubert; aber ich ärgerte mich über mich selbst, daß ich ihre großen Vorzüge nicht in ein bestimmtes Bild zusammen fassen konnte. Ich sprach mit jedermann von ihr, und hörte so viel Widerspruch, daß ich nur noch confuser wurde. Jetzt glaube ich mir die Widersprüche, wie meine Unruhe, erklären zu können.

Baron. Glauben Sie aber nicht, daß Sie von Ihrer Unruhe geheilt sind. Eine schöne Attitüde, ein schöner Arm —

Graf. Treiben Sie den Spott nicht zu weit. Seyn Sie vielmehr christlich, und helfen Sie mir

auch andere Leute beruhigen. In der That, Baron, ich glaube, es sind mehrere Theaterfreunde in meinem Fall. Wie wäre es, wenn Sie Ihre Beurtheilung drucken ließen?

Baron. Was fällt Ihnen ein? Ich danke Gott, wenn kein Mensch etwas davon erfährt.

Graf. Sie sind seyr bescheiden. Doch hören Sie meinen Vorschlag. Sie entbinden mich von dem Gelübde der Verschwiegenheit, ich bringe unser Gespräch zu Papier, und schicke es dem Herausgeber des Sonntagsblattes.

Baron. Sonntagsblatt? Was ist das für eine Broschüre?

Graf. Es ist eine Zeitschrift, die hier in Wien erscheint.

Baron. Wird sie viel gelesen?

Graf. Ich vermuthe.

Baron. Auch von Madame Hendel?

Graf. Schwerlich.

Baron. Nun, dann mögen Sie unsere Unterredung dem Redakteur überschicken. Er mag es verantworten, wenn meine Einfälle nichts werth sind. Doch eine Bedingung muß ich noch hinzusetzen.

Graf. Und welche?

Baron. Wenn der geheime Rath von Klein mit mir eine literarische Fehde anfängt: so müssen Sie mein Secundant seyn.

Graf. Wer ist der geheime Rath Klein?

Baron. Ein Mann der im Morgenblatte über alle Leute den Stab bricht, welche sich unterfangen ein Wort gegen Madame Hendel zu sagen. Warten Sie, ich habe das Blatt gerade in der Tasche. Richtig, hören Sie nur: „Wer in die Schönheiten eines hohen poetischen Werkes einzudringen vermag, wer zu anhaltendem Forschen der zauberischen Geheimnisse, die den Sieg der Kunst bewirken, gewöhnt ist, wer von eigenem Geiste gehoben wird, die allseitige Wunderkraft des Genies zu wägen, der kennt die Erfordernisse, um das seelenvolle Spiel großer Künstler zu prüfen und zu würdigen, der wird mit mir einstimmen, daß der Tadel bey solchen Beurtheilungen nie Statt finden darf.“

Graf. Nun, den Herrn geheimen Rath lassen wir einen guten Mann seyn. Er schwebt in den Wolken; wir wandeln auf der Erde. Läßt er sich aber zu uns herab, so wollen wir schon mit ihm fertig werden.

Uebersicht der Almanache.
(Fortsetzung.)

Der historisch-genealogische Ta-
le nder, in Berlin herausgegeben, enthält nur
zwey Aufsätze, die Eroberung Constan-
tinopels im Jahre 1204, von Karl Curths;
und die Zeichensprache der Taubstum-
men, von Eschke. Der letzte Aufsatz von einem
Lehrer der Taubstummen, giebt uns ein kleines
Wörterbuch der Zeichensprache, und zeigt die
Art, wie sich die sinnlichen Vorstellungen bey
diesen Stiefkindern der Natur entwickeln. Der
Verfasser führt an, daß die Taubstummen ihre
Zeichen unsern Worten weit vorziehen, was
leicht zu begreifen ist. Daß aber der gelehrte
Isaac Vossius, und der Abbe Sicard diesen
Vorzug öffentlich behauptet haben, ist so lächer-
lich, daß beyde gar keine Widerlegung verdienen.
Herr Eschke wendet zwar nichts gegen diese ab-
surden Behauptungen ein, ist aber ganz ande-
rer Meinung als diese unüberlegten Lobredner,
denn er setzt sehr richtig den noch ununterrichte-
ten Taubstummen auf die unterste Stufe der
Menschheit, indem er nur Empfindung für den
gegenwärtigen Augenblick hat, nur sehr selten
und dunkel an die Vergangenheit erinnert wird,
und bey dem gänzlichen Mangel an freyer Re-

flexion, auch zu keinem bestimmten Gedanken an eine Zukunft kommen kann.

Die Eroberung Constantinopels ist gut geschrieben, aber für eine Geschichts-Erzählung nicht gründlich und ausführlich genug, und für ein historisches Gemählde zu wenig charakteristisch und darstellend. Nur Dandolo, Doge von Venedig, dieser heldenmüthige Greis, ragt hervor, mehr durch den durchdringenden Glanz seiner Thaten, als durch kunstreiche Composition und Beleuchtung des Verfassers. Auch der Markgraf von Monterrat, und Graf Balduin von Flandern, letzterer nachmahls erster Lateinischer Kaiser, verdienten nicht so oberflächlich behandelt, und mit einigen Beynahmen abgethan zu werden.

Der dießjährige Almanach fürs Theater von Iffland zeichnet sich abermahls durch sehr gehaltreiche, von jedem Schauspieler zu beherzigende Abhandlungen über die Schauspielkunst aus. Nichts ist lesenswürdiger, besonders für die Schüler einer Kunst, als wenn ein Meister seine aus der Tiefe der Erfahrung geschöpften Ansichten und Bemerkungen, gleichsam das Geheimniß, das jeder selbst finden muß, großmüthig zum gemeinen Besten dargibt. Was hier in wenigen Worten klar ausgesprochen wird, ist das Resultat eines vieljährigen mühsamen

Studiums, und nur der fähige Schauspieler kann Nutzen daraus ziehen, der seine eigenen Erfahrungen sorgfältig damit vergleicht, und zu jedem Satz ein Beyspiel sucht, so wie er aus Allem, was er thut und sieht, sich eine Regel erzeugen und festhalten muß. Die Bemerkungen über die dem Scheine nach undankbaren Rollen sind eben so wahr als fein. Den besten Beleg dazu giebt die interessante Durchführung und Beleuchtung der schwierigen Rolle der Herzogin von Friedland, in Schillers Wallenstein. Wie lehrreich ist dieser Aufsatz für Schauspielerinnen, denen es Ernst mit ihrer Kunst ist, und die einen würdigeren Zweck haben, als ihre eigene kleine Person recht vortheilhaft dem Publikum zu zeigen.

Ein Dialog für Gesellschaftstheater von demselben Verfasser, die Einung betitelt, (ein Wort, das nicht das Bürgerrecht erhalten hat, und vermuthlich die Eintracht oder Vereinigung bedeuten soll) ist wohlgemeint, und hat mehr ökonomisches Zeitinteresse als Kunstwerth.

Das Wiener-Taschenbuch, bey Degen verlegt, ist nur wegen seines geschmackvollen Außern, und wegen der artigen, von Hilaire gezeichneten, und von Blaschke gestochenen Kupfer zu loben. Der Text dazu hat den seltsamen Titel: „Historisch mahleri-

sche Reise durch Griechenland.“ Wie man historisch reisen kann, davon haben wir keinen Begriff, es müßte denn der Verfasser dadurch zu verstehen geben wollen, daß er diese ganze Reise bloß auf seinem Zimmer, nach den Angaben wirklicher Reisenden, ange stellt habe. Wirklich finden wir hier weder eine bessere noch ausgeführtere Schilderung von den Bewohnern der reizenden Inseln des Archipelagus, als wir sie in der ersten besten Reisebeschreibung antreffen, und von einer lebendigen, durch eigene Ansicht entstandenen Charakteristik ist gar nicht die Rede. Die Sprache ist nicht nur ohne Ausdruck und Pierlichkeit, sondern hier und da sogar fehlerhaft. So sagt der Reisebeschreiber von den Weibern der Insel Kinnoli, „das Blut wäre dort sehr schön,“ und nennt den Wein, der in der Insel Naxia wächst, häßlich, worunter zu verstehen ist, daß er sich nicht weit transportiren läßt. Von der Richtigkeit und Scharfsichtigkeit seiner Bemerkungen geben wir nur folgendes Beyspiel. Der Verfasser führt nämlich ganz ernsthaft von einer großen Kirche in Parochia an, „daß sie auch schön seyn würde, wenn die Marmor- und alten Bruchstücke, aus welchen sie gebauet worden, mit weniger Unwissenheit und mehr Geschmack angewendet

„worden wären.“ Mit demselben Recht könnte man auch sagen, daß diese Reisebeschreibung sehr gut seyn würde, wenn sie mit Geist und Sachkenntniß wäre geschrieben worden.

Das Heidebergische Taschenbuch, herausgegeben von Schreiber, erscheint vielfach ausgestattet, wie es einem so reichen Museumsgeizt, und bringt als Gaben, Blumen und Blätter, wie sie der Himmel oder der Zufall verleiht, aber wenigsten keine Giftpflanzen und Tollwurzeln, die seit einiger Zeit in diesem Himmelsstrich gut fortzukommen scheinen.

Dieser Almanach enthält Alles und Neues, Uebersetzungen, Nachbildungen, und Originalaufsätze, poetische sowohl als prosaische.

Ueber die, aus dem Prometheus des Aeschylus, von Boß dem Jüngern übersetzten Scenen erinnern wir nur, daß man bey Uebersetzungen aus der wohlklingendsten Sprache doch unser Ohr nicht rädern, und dem Sprachgebrauch, der auch den Dichter beherrscht, nicht ohne Noth Gewalt anthun sollte. Die Kernsprache des Aeschylus würde durch Wohl laut gewiß an Macht nichts verlieren, denn rauh und holperig ist darum nicht kräftig. Diese Manier, die Worte in einander zu keilen; ist nicht allein hart, sondern führt zur Undeutlichkeit, so daß eine solche Uebersetzung selbst wieder übersetzt werden muß. Zum Beweis

dieses Tadels dürfen wir nur einzelne Stellen, so wie sie auf jeder Seite vorkommen, anführen, als:

- „D vöblig mir verhaßte Handgewaltigkeit.
 „Des demantnen Keiles trozerfüllten Zahn sogleich
 „Die Brust hindurch ihm hämmre Du stark ange-
 strengt.
 „Dies thun ist Noth mir; weiter nicht gebent so sehr.
 „Auch jenen neu umgürt' ihm unverrückt, auf daß
 „Er lern', an Schlausinn sey vor Zeus er stümper-
 haft.“

Nach den Uebersetzungen müssen wir eines Products aus dem Mittelalter gedenken, nämlich, des naiven und drolligen Gedichts, das weltlich Klosterlein betitelt, das wirklich bekannt gemacht zu werden verdiente.

Unter den eigenen Gedichten, worunter einige Gelegenheitsgedichte sich verlohren haben, verdienen besonders ausgezeichnet zu werden: der Mensch, ferner Hans Sachsens Feyerabend und Tod von Isidorus, das goldene Bließ von Schreiber, und der Blockberg von Blomberg. In Hans Sachsens Feyerabend ist ächte Einfachheit, warme Empfindung, und eigenes dichterisches Vermögen, auch hat die neuere Schule gar keinen Theil daran. Das goldene Bließ ist eine wahre, kräftige Dichtung. Der Mensch

ist zart und doch nicht empfindsam gedacht. Der Blocksb erg ist eine treffende und witzige, wenn auch nicht ganz glücklich durchgeführte Satire auf das neue Schlaraffenreich der sich selbst bekränzenden Poeten. Es ist einigermaßen tröstlich, daß diese Herren, die selbst keinen Witz haben, doch Andern dazu Anlaß geben.

Unter die curiösen Gedichte gehören zwey russische Leseelieder, die derb genug, und eben nicht sehr verklümt sind. Das eine davon, ein Hochzeitslied, fängt also an:

„Tanz nur, schön Häschen, tanz,

„Spring, Braut, im Ringeltanz,“

Von den übrigen Gedichten übergehen wir mehrere als zu wenig bedeutend, obgleich sie gemüthlich und leicht versifizirt sind, und gedenken nur einiger, weniger als mittelmäßigen, als: des Begräbnisses von Werneburg, das durchaus hohl und matt ist, der Rose von Gerzing, die weder Farbe noch Geruch hat, und folgendes Einngedichts ohne Sinn und ohne Witz:

W e i b e r m a c h t.

„Anmuth zähret Gewalt, drum tanzen doch endlich die Männer.

„Nach dem Pfeifchen der Frau, trillerud wie schön es erklingt.“

Die prosaischen Aufsätze machen eben nicht die glänzende Seite dieses Almanachs aus. War-

um Otto der Schüz, aus einer handschriftlichen Chronik gezogen, hier einen Platz gefunden hat, ist nicht wohl abzusehen, denn weder die Begebenheit noch die Personen floßen Interesse ein. An einem andern Auffas, über die Enthaltbarkeit der römischen Weiber vom Weine, ist nichts merkwürdig, als die Kußprobe, der sie sich nach einem Gesetz des Cato unterwerfen mußten, ein Gesetz, das auch heutzutage viele Anhänger finden würde. Das Wunderhorn, eine Sage, ist, den Berg ausgenommen, der sich auf und zuthut, für ein Wunder nicht wunderbarlich genug und aus dem Horn geht nicht einmahl ein Ton hervor. Die Geschichte des Helden Roland's mit dem liebenden Mädchen läßt den trotzig, unbezwinglichen Roland so fühlen und sprechen, daß der seelige Siegwart eine Freude darüber gehabt hätte. Der lustige Kampf mit dem Löwen, und dann Diebold Graf von Calw sind ebenfalls kaum zu Lischenbüßern gut genug. Interessant und gut geschrieben ist dagegen, was von einem Ungenannten über die Händesprache gesagt wird. Die Märchen von Schuppius sind unterhalten, wenn auch nicht neue Fabeln. Das beste darin dünkt uns der Spruch: wir bleiben Dir in Gnaden wohlgeuogen, an dem die Kage gestorben ist.

Ob Schuppius, wie in einer Note gesagt wird, wigiger sey als Abraham a Santa Clara, lassen wir bis auf weiteren Erweis dahin gestellt seyn.

Die Befehrungs-Epistel vom Verfasser des goldenen Kalbes ist richtig und scharf gedacht, nur gegen das Ende zu grell dargestellt. Freylich führt das Befehrungswesen immer weiter, und hat etwas Gewaltthätiges in sich, wäre es auch nur, daß es den Geist unter das Wort gefangen nimmt; aber im Grunde hat es wenig damit auf sich, denn die heutige Schwärmerey ist ein gemahltes Feuer, das weder wärmt noch brennt. Der Fanatismus entsteht nur, wenn ein großer, von sich aus begeisterter Mann ein rohes, aber kräftiges Volk durch die Uebermacht seines Geistes überwältigt und entzündet. Aber heutzutage ist der Verstand, wenn auch in kleinen Portionen, doch so ziemlich gleich ausgetheilt, und es giebt keine Riesen mehr, aber auch wenig Zwerge. Der Styl in dieser Epistel ist übrigens der schillernde Jeanpaulisirende, der oft Gleichnisse für Beweise und Citaten für wigige Einfälle nimmt.

Noch sind zwey Erzählungen von Herrn Schreiber anzuzeigen übrig, die drey Geliebten, und ein Bruchstück aus einem Tagebuche, Der Verfasser entschuldigt sich

wegen der erstern, daß er, durch körperliche Leiden verhindert, nicht habe die letzte Hand daran legen können. Aber dieser Fehler scheint uns der mindeste zu seyn, denn schon die Zulage in beyden Erzählungen ist matt und unsicher, die Personen gleichen Nebelgestalten, die vor unsern Augen zerfließen, und die Ansicht der Menschen und Dinge ist schief und kränklich sehnfüchtig, wie wir sie schon aus den neuesten Producten zur Genüge erkennen. Das ewige Schildern, wie die Natur auf ein schwaches, getrübttes Gemüth, und auf eine gereizte Phantasie wirkt, ermüdet, ohne uns durch irgend etwas zu entschädigen. Daß der Himmel blau, und die Bäume im Sommer grün sind, ist recht gut, aber diese Bemerkungen geben zu wenig aus. Zur Probe setzen wir einige Strophen aus einem Liede hierher, das die Zuhörer wunderbar ergreifen soll:

„Mit den Wolken hergezogen
 „Bin ich über Meer und Land
 „Aus der Heimath weggeflogen,
 „Wo mein Nest in Blüthen stand.
 „Aber trübe Nebel wallen,
 „Und mein Frühling ist nicht hier,
 „Blätter grünen, Blätter fallen,
 „Und Gespielen fehlen mir.

„Doch ein goldnes Sternlein flimmert
 „Hoch am blauen Himmelsthron,
 „Schönes Sternlein, das dort schimmert,
 „In mein Nestchen schienst Du schon.“

Wir müssen ehrlich gestehen, daß wir uns von dem Nestchen eben nicht wunderbar ergriffen fühlten. Ein feyerlicher Ton und ein schauerliches Dunkel, wobey recht wenig gedacht und gethan wird, ist freylich dazu geeignet, Kinder und Einfältige in eine unheimliche Stimmung zu versetzen; aber soll das Märchen gut seyn, so muß es Klang, Gestalt und so viel Sinn haben, daß jeder sich nach Belieben einen herausnehmen kann. Die drey Mädchen, wovon zwey sterben, weil sie es nicht für erlaubt halten, zu leben, sind so ätherisch und in den Wolken gehalten, daß sterbliche Augen sie kaum ausnehmen können. Wirklich ist es leichter, Engelsköpchen nach seiner Phantasie zu mahlen, als einen einzigen tüchtigen Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Sonntagsblatt.

Nro. 109.

Sonntag den 29. Januar 1809.

E. Ludwig Fernow.

Öeffentliche Blätter melden den Tod des Herrn Fernow, bisherigen Professors der Philosophie in Jena. Die Geschichte und Theorie der Kunst, so wie die Ausbreitung der italienischen Literatur in Deutschland, verliehren an ihm einen fleißigen, einsichtsvollen Beförderer. Fernow war mit dem Geiste der critischen Philosophie vertraut, und hatte sich die aus ihr hervorgehenden Ansichten der Aesthetik zu eigen gemacht; zugleich aber schützte sein gesunder Kopf ihn gegen alle Verirrungen einer leeren Speculation. Er lebte zehn Jahre in Rom, wo er das Anschauen der Meisterwerke der Kunst und das Nachdenken über dieselben zu seinem Geschäft machte; dabey verlor er nie den Sinn für die Natur und das Leben, und veredelte

diesen Sinn noch durch das vertraute Studium der großen Dichter Italiens. Ein solcher Mann mußte mehr als gewöhnliche Erwartungen für die Wissenschaft des Schönen erregen, und den verständigen Freunden der Aesthetik um so schätzbare seyn, als diese Wissenschaft gegenwärtig, durch mystischen Wortkram verunstaltet und durch die Eitelkeit einiger träumenden Schriftsteller entwürdigt, in Gefahr ist, um das ihr gebührende Ansehen gebracht zu werden. Fernow hat nie Theil genommen an den Thorheiten der romantisch-plastischen Schule, und sich mehr als einmahl dagegen erklärt. — Mit Recht bedauert man seinen frühen Tod, indem er zu den wenigen Deutschen Gelehrten der jüngeren Zeit gehörte, die jetzt noch, mit Kenntnissen, Verstand und Geschmack ausgerüstet, an der Erhaltung der Deutschen Literatur arbeiten. Hätte das Schicksal ihn nicht so frühe, mitten in seinen Plänen abgerufen, so würden wir ihm wahrscheinlich ein vollständiges Werk über die Theorie der Kunst zu verdanken gehabt haben, da wir jetzt seine Ideen in einzelnen Werken nur zerstreut finden.

Es wird den Lesern des Sonntagsblattes hoffentlich nicht unlieb seyn, wenn ich ihnen einige nähere Umstände aus dem Leben dieses

würdigen Gelehrten mittheile. Ich bin mehrere Jahre vertraut mit ihm umgegangen und habe die folgenden Nachrichten aus seinem Munde.

Fernow war der Sohn armer Eltern und hatte in einer kleinen Stadt in Preussisch Pommern an der Schwedischen Grenze die Apothekerkunst erlernt. Indem er hier die Arzneybüchsen anstreichen mußte, kam ihm die Lust zu mahlen, und er fing an, in den Stunden seiner Muße, sich im Zeichnen zu üben. — Später fielen ihm einige Gedichte von Wieland in die Hände. Er laß, wußte nicht wie ihm geschah, versuchte selbst Verse zu machen, und ward bald, durch die Unruhe die ihn ergriffen hatte, bestimmt, zu glauben, daß er zu einem andern Geschäft, als Pulver, Mixturen und Pillen zu machen, berufen sey. Der Herr der Apotheke billigte diesen eiteln Glauben keinesweges, und ließ ihn die Verschiedenheit seiner Meinung oft deutlich empfinden. Der Durst nach Unterricht aber, und die Begierde in Worten und Bildern sein inneres Leben darzustellen, waren stärker als die handgreiflichen Ermahnungen des Apothekers und ließen dem jungen Fernow keine Ruhe, weder bey Tage noch bey der Nacht. Er laß jedes Buch, das

er erhaschen konnte, und benutzte jedes Stückchen Papier um Gesichter darauf zu zeichnen oder Verse hinzuschreiben. Es fehlte ihm indes in der kleinen Stadt an guten Mustern in der einen, wie in der andern Kunst. Zu dieser Zeit traf ihn das Loos, daß er, in Folge der Conscription, zum preussischen Rekruten ausgehoben wurde. Der Hauptmann der Compagnie, der er zugeheilt wurde, ließ ihm zwey Tage Zeit, um seine Geschäfte in der Apotheke in Ordnung zu bringen. Ein junger Officier, der in dem Orte in Garnison lag, und unsern Fernow bisweilen Bücher geliehen hatte, gab ihm den Rath zu entfliehen, und war ihm selbst dazu behilflich, indem er ihn bis an die Schwedische Grenze begleitete. Der Officier wagte diesen Schritt aus bloßer Freundschaft und wußte nicht, daß er sich dadurch einem Manne verbindlich machte, der künftig durch Verdienste um die Literatur, die That rechtfertigen würde. Fernow's Name ward darauf, wie der eines jeden Deserteurs, an den Galgen geschlagen. Das militärische Gericht konnte keine Rücksicht auf die etwanigen Talente des Entwichenen nehmen.

Fernow ging nach Lübeck, wo er noch eine Zeit lang sich durch die Apothekerkunst ernährte. Inzwischen übte er sich im Zeichnen

und erlangte eine grosse Fertigkeit, Gesichter auf Pergament mit Silberstift zu silhouettiren. Nachdem er sich mit dieser Geschicklichkeit einiges Geld erworben hatte, verließ er die Apotheke, ging nach Mecklenburg, ward an den Hof des Herzogs von Strelitz empfohlen, und hatte das Glück die ganze herzogliche Familie, auch die jetzt regierende Königin von Preußen zeichnen zu dürfen. — Von jeher an Entbehrung und Mäßigkeit gewöhnt, lebte er mehrere Monate ruhig und friedlich in diesen Gegenden. Er machte hier die Bekanntschaft des Dichters Rosegarten, der seine Liebe zur Poesie noch mehr ansachte, und ihn mit Büchern versah. — Ich weiß nicht mehr, war es in Neu-Strelitz oder in Stralsund, wo er sich in ein junges Frauenzimmer verliebte, dem er nach Dichtermesse ewige Treue schwur, wobey er fest überzeugt war, daß die Dame ihr gegenseitiges Versprechen gleichfalls halten würde. Der Gegenstand seiner Zärtlichkeit machte darauf eine Reise nach Weimar zu ihren Verwandten. Fernow, dem damahls alles, was seine Phantasie und sein Herz beschäftigte, wichtiger war, als die Ermahnungen der Klugheit, verließ Mecklenburg und seine dortigen Freunde, und folgte, mit überaus wenigem Gelde in der Ta-

sche, der Schönen. Er machte die Reise zu Fuß. Als er „arm am Beutel, krank am Herzen“ nach Weimar kam, fand er, daß ein Anderer ihm bereits vorgezogen war. Diese Erfahrung, so bitter sie auch seyn mochte, hatte für die Bestimmung seines Charakters, gute Folgen. Er entsagte den Ländeleyn der Liebe und ging nach Jena mit dem Entschlusse, sich dem ernsteren Dienste der Musen zu widmen. Er mochte damahls gegen dreysig Jahre alt seyn. Die Kenntnisse, die er sich erworben hatte, waren ihm gleichsam nur angefliegen, und er wußte noch nicht, welcher Wissenschaft er sich vorzugsweise ergeben sollte. Ueberdem nöthigten ihn seine bedrängten Umstände seine Zeit auf Portrait = Zeichnungen zu verwenden. Fernow gewann in Jena, durch ein verständiges Betragen und durch eine glückliche, immer heitere Laune, die Achtung und Zuneigung des besseren Theiles der Studenten, die ihn mit Freuden unterstützten. Es war damahls gerade die Zeit, wo in Jena Reinhold, durch seinen beredten Vortrag, alle junge Leute begeisterte, so daß jeder Student mit Gewalt ein critischer Philosoph werden wollte. Auch Fernow fühlte sich von der neuen Lehre angezogen. Er besuchte Reinholds Vorlesun-

gen, schrieb mit eisernem Fleiße auf, was er hier hörte, und bemerkte mit dem Enthusiasmus eines Neulings in den Wissenschaften, daß die Philosophie Licht und Ordnung in seine bisher noch verworrenen Ideen brachte. — Jetzt bestimmte sich die Richtung seines Geistes. Ohne den schönen Künsten, die er lieb gewonnen hatte, gänzlich zu entsagen, wollte er ihre Anschauungen auf Begriffe zurückführen, — er wollte mit dem Verstande umfassen, was seinem Sinne vorgeschwebt hatte. Diese Richtung war ein Glück für ihn, und ein Gewinn für die Literatur; denn als practischer Künstler würde er nie etwas ausgezeichnetes geliefert haben: seine Manier im Zeichnen war steif und zum Dichten fehlte es ihm an feuriger, schöpferischer Einbildungskraft. Sich zum guten Schriftsteller zu bilden, war jetzt sein angelegentlichstes Geschäft; er betrieb es, wie ein Mann, dem es Ernst ist, durch Fleiß den Mangel des Genies, den er fühlte, zu ersetzen. Unermüdet saß er Tag und Nacht vor seinem Schreibtisch, und brachte entweder seine eigenen Gedanken zu Papier, oder excerpirte fremde Schriften. Merkwürdig ist, daß er in dieser Zeit, wo er sich nur durch die äußerste Sparsamkeit ernähren konnte, an einer Schrift: Ueber die

Sparfamkeit als Naturgesetz, arbeitete. Diese Schrift ist, soviel ich weiß, nie im Druck erschienen. Vielleicht hat er sie verbrannt.

Im Hause Reinholds, der ihn, als einen seiner fähigsten Schüler schätzte, lernte er den Dänischen Dichter Baggesen kennen, welcher auf einer Reise nach der Schweiz und Italien Jena besuchte. Baggesen schlug ihm vor, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Der Gedanke Italien zu sehen, hatte zu viel Reiz für ihn, als daß er das Anerbieten hätte von der Hand weisen können. Der Entschluß es anzunehmen, war das Werk eines Augenblicks, und ohne daran zu denken, daß sein ganzes Vermögen damahls höchstens in vier Carolin bestand, ohne mit Baggesen über seinen Unterhalt etwas zu verabreden, versprach er diesem, der eine Stunde darauf abreisen mußte, ihn in Bern aufzusuchen, und mit ihm das gelobte Land jenseits der Alpen zu durchwandern. Nach wenigen Tagen machte sich Fernow zu Fuß auf den Weg, und verzehrte von Jena bis Bern nicht mehr als fünf Laubthaler. Keine Entbehrung kostete ihn Ueberwindung; und wäre sie ihm auch peinlich geworden, er besaß Charakter genug, einen vorgesezten Zweck auch mit wenigen Mitteln standhaft zu verfolgen. — Seine Beharrlichkeit blieb

nicht unbelohnt. Er erreichte Italien, und obgleich er das erstemahl, in Baggesen's Gesellschaft, nicht weiter als bis Mayland kam: so hatte er doch genug gesehen, um, keine Schwierigkeit achtend, und auf eigene Kräfte sich verlassend, noch einmahl die Wanderung zu den Denkmählern der schönen Vorwelt anzutreten. Glücklicherweise fand er einen edlen Freund der Wissenschaften und Künste, der sich seiner annahm: der Baron H. von K., ein österreichischer Cavalier, unterstützte ihn großmüthig, ohne einen andern Lohn dafür zu erwarten, als das Bewußtseyn, einem talentvollen Manne die Mittel zu seiner Ausbildung gegeben zu haben. So kam Fernow nach Rom. Dort, wo die Vergangenheit noch in prachtvoller Herrlichkeit glänzt, in dieser großen, classischen Stadt fand er reiche Nahrung für seinen Geist, aber auch die Ueberzeugung, daß er nur mit mancher Noth ringend, seinen Zweck würde verfolgen können. Ihn schreckte diese Aussicht nicht; sein Fleiß und seine Fähigkeiten lehrten ihn bald Mittel finden, seinen Unterhalt zu verdienen. Er hielt vor Deutschen Künstlern Vorlesungen über die Aesthetik, er schrieb über Kunst und Kunstwerke mehrere Abhandlungen, die er nach Deutschland schickte, wo sie größtentheils im Deutschen

Merkur abgedruckt wurden; er machte sich auch bald die italienische Sprache so vollkommen zu eigen, daß er Unterricht darin gab und später eine Italienische Sprachlehre verfertigte. Auf solche Art lebte er zehn Jahre in Rom, wo er sich endlich auch mit einer Römerinn verheirathete. Sodann erhielt er den Ruf als Bibliothekar der verwitweten Herzogin von Weimar. Er nahm die Stelle an und zog mit seiner Familie nach Deutschland. Nur fünf Jahre hat er das Glück genossen seinem Vaterlande nützlich seyn zu können. Er starb als ein Mann von 45 Jahren, gerade als er den Lohn eines mühevollen Lebens erndten und die Früchte seines Fleißes reifen sehen sollte. Seine letzten Arbeiten waren eine critische Ausgabe des Ariost und der Werke Winkelmanns, die er mit Anmerkungen begleitete.

Ich besitze einige Briefe von ihm, aus denen ich hier einen Auszug mittheile. Der Inhalt und das Interesse derselben, werden hoffentlich diese Mittheilung rechtfertigen. Der erste Brief ist aus Bern, nach Fernow's erster Italienischer Reise, geschrieben; der zweyte aus Rom. Ich lasse aus diesen Briefen weg, was sich bloß auf Privatverhältnisse bezieht.

(Die Briefe folgen im nächsten Stücke.)

Uebersicht der neuesten Almanache.

(Fortsetzung.)

Das Taschenbuch für Damen, bey Cotta verlegt, behauptet auch in diesem Jahr einen ausgezeichneten Rang unter den bessern Almanachen. Der poetische oder vielmehr versifizierte Theil desselben ist jedoch dießmahl, sowohl an Menge als Gewicht, dürftig ausgefallen, und die wenigen bedeutenden Gedichte scheinen, wie Blumenkränze, nur zur Verzierung, aufgehängt zu seyn, so wie es auch nicht an Terrbildern und Chinesischen Pagoden fehlt, die vermuthlich zur Belustigung dienen sollen. Von beyden Sorten werden wir die merkwürdigsten ausheben, und sie mit Bemerkungen begleiten.

Ein Gedicht von Schreiber, die Bilder, verdient Lob, wenn es auch nicht durchgängig richtig gedacht ist. Die Blumen, obgleich jedes Jahr sie wieder bringt, geben doch ein zu schwaches, vergänglichendes Bild für das Schöne, das, einmahl in der Idee erkannt, in ewiger Glorie vor uns steht. Den Gedanken, daß die Kunst von der Wahrheit ausgeht und sich bis zum göttlichen

erhebt, drückt der Verfasser mit Würde in folgender Strophe aus:

„Wollt Ihr ein Bild des Ewigen und
Wahren,
„Schaut, was die Kunst vor Augen Euch
gestellt;
„Das Göttliche dem Geist zu offenbaren,
„Baut sichtbar sie die unsichtbare Welt;
„Sie machet wahr, was niemand noch erfah-
ren,
„Und jedem doch sich menschlich zugesellt;
„Und muß auch ihre Schöpfung untergehen,
„Ihr Reich bleibt ewig in der Menschheit ste-
hen.“

Von den übrigen Gedichten des Herrn Schreiber sind zart empfunden und wirklich poetisch: der Schmerz, und zwey Hymnen.

Von den sinnvollen und lebendigen Gedichten des ehrwürdigen Pfeffel führen wir vorzugsweise, das Bild des Menschen, das Bild des Croc, und den Spiegel an. Der Santon, eine orientalische Legende, scheint uns wegen seines gräßlichen Inhaltes kein dichterischer Stoff zu seyn, und ist auch nicht zart genug behandelt.

Mehrere Gedichte von Conz, selbst die Frühlings-Elegien, sind frohlig und gedrechelt, und zwey kleine Gedichtchen von Haug zu schwach und wässerig. Eins davon, Lethe genannt, lautet also:

„Ich will Vergessenheit der Leiden
 „Aus Dir nicht schöpfen, Lethefluß!
 „Wenn ich die Lebensfreuden
 „Zugleich vergessen muß.“

Haquin und Dobra, ein erzählendes Gedicht von Nicolay war, seinem romantischen Inhalt nach, zur Ballade geeignet, die Behandlung aber ist unpoetisch, und fällt da, wo sie ganz zur Unzeit spaßhaft seyn soll, ins Gemeine. Zum Beweis führen wir die Schluß-Strophe an:

„Der falsche Ritter, fest geschnüret,
 „Wird seines Frevels überführet,
 „Das Herz im Leibe hüpft
 „Den Liebenden; zur Hofkapelle
 „Führt sie der König auf der Stelle,
 „Und Kurt wird aufgeknüpft.“

Eine Ode an einen Herzog, von Isidorus, verkündigt uns mit prächtigen Worten unerhörte, und noch nie gesehene Dinge, z. B.

daß Indiens und Hellas Klänge, Südes = Rauschen und Eisen = Gänge nächstens durch einander ziehen sollen. Wir ermahnen deshalb jedermann, diese Wunderdinge nicht ungesehen vorbeypassiren zu lassen, und warnen zugleich, daß ja Niemand den Adler aufhalte oder gar herab schieße, der in kurzem himmelaufbrausen wird.

Ein paar Gedichtchen von Justus Kerner sind so unbedeutend, daß sich gar nichts davon sagen läßt.

Dagegen setzen wir ein Gedicht von Friedrich Schlegel an die Geliebte, seiner Seltsamkeit wegen, ganz hierher:

„Mich traf, ich weiß nicht wie, ein süß Verlangen
„Sogleich mit Dir zu sterben.

„Es dünkte mich, wir giengen

„Im Grün, die Stirn vom Morgenstrahl getroffen,

„Weit, weit von Menschenspuren.

„Im Steigen hören wir die Lerche singen,

„Das Auge lächelt auf die stillen Fluren,

„Des Berges Höh' schon nah, wo froh wir wagen,

„Die Freyheit zu erwerben. —

„Nun wirst den Freund du Freudenreiche fragen:

„Warum willst Du verderben?

„Ich sah mich selbst, mein Wesen klar und offen;
 „Erreicht das Ziel, das alle Wünsche hoffen,
 „Wenn sie sich nicht beschränken. —
 „Wie wenig alles muß ich seitdem denken!“

Mit dem letzten Vers sind wir vollkommen einverstanden, nur glauben wir, daß der Verfasser auch bey diesem Gedicht sehr wenig gedacht, und noch weniger gefühlt hat.

Der welke Kranz, gleichfalls von Friedrich Schlegel, worin der Reim nicht nur am Ende, sondern auch in der Mitte des Verses angebracht worden ist, weil man des Guten nie zu viel thun kann, ist so unendlich kindlich und kindisch, daß der Leser schon an einer Strophe genug haben wird.

„Es war noch May, da hast Du sie gebrochen,
 „In Blumen ausgesprochen, selber Blüthe.
 „Was blühend im Gemüthe schon sich regte
 „Und heilig sich bewegte,
 „Was kindlich ach! der Freund so gerne hegte,
 „Wenn sie ihr Herzchen legte an das seine,
 „Wo ich nun ewig weine.“

Weit vorzüglicher und interessanter sind in diesem Almanach die prosaischen Aufsätze. Sehr anziehend ist die Erscheinung der pilgernden Thörin von Göthe, die, von dieser Meisterhand gezeichnet, so liebenswürdig na-

türlich und weiblich uns einnimmt und befängt, daß wir sie festhalten möchten, da sie vor unsern Augen verschwindet, ohne uns einen Aufschluß über ihr geheimeres Wesen und ihre Schicksale zum Trost zurückzulassen. Dieß reizende Bruchstück war uns übrigens der Idee nach nicht unbekannt, nur erinnern wir uns nicht mehr wo wir sie zuerst gefunden haben.

Der Jahrmarkt, eine Erzählung von Lafontaine, verhält sich zu der Götheschen Darstellung wie die Manier zum ächten Styl. Auch in diesem kleinen Romane sind die aus den Werken des Verfassers schon bekannten Vorzüge eines frischen, lebhaft sinnlichen Colorits, einer piquanten Zusammenstellung, und einzelner, feiner Züge; aber die Zeichnung ist weder richtig noch fest, die Gestalten sind ohne Individualität und sehen sich alle einander ähnlich, so wie die Idee des Ganzen zu eng und niedrig, und immer unpoetisch ist. Daher kommt es, daß man in den Lafontaineschen Romanen eher Engel und Teufel als Menschen antrifft, daß die Liebe bey Alt und Jung einerley Ton und Farbe annimmt, daß die Liebenden, nach zehnjähriger Abwesenheit eben da fortfahren, wo sie aufgehört haben, und daß es endlich, trotz aller hohen Empfindungen und

strengen Grundsätze, doch überall sehr menschlich hergeht. Ein Roman, der nicht geistreich ist, muß nothwendig sinnlich werden. Da Lafontaine nur wenige selbstständige Charaktere geschaffen hat, so giebt er, besonders in seinen spätern Werken, den meisten ällichen Personen, wo es mit der bloßen Empfindung nicht mehr recht fort will, einen Anstrich von Humor, er mag ihnen nun zu Gesicht stehen oder nicht. Dieser Humor ist wie eine edle Frucht, der man anmerkt, daß sie aus einem südlichen üppigen Boden herkommt, und nur durch künstliche Pflege zu einiger Reife gediehen ist. So tractirt uns der Verfasser mit Schandischem Humor, mit Hippel'scher Originalität, und am liebsten mit Jean Paul'scher präparirter Laune, und begnügt sich bescheiden damit, den Hautgout dieser kräftigen Speisen mit einem Präcipitat eigener Empfindsamkeit niederzuschlagen.

Die dritte Erzählung, die Männerfeindinn, ist so vortreflich, daß sich von dem ungenannten Verfasser sehr viel erwarten läßt. Die Verwicklung darin ist sehr einfach, desto interessanter sind aber die Verhältnisse und Charaktere, deren Reiz weniger in der Neuheit, als in der Stärke und Wahrheit

liegt, womit sie dargestellt sind. Hier ist kein Held und keine Heldinn, sondern ein Kreis liebenswürdiger Menschen, die, selbst wenn Leidenschaft und Irrthum sie trennen, doch durch ein geistiges Verständniß auch in der Ferne verbunden bleiben. In keinem uns bekannten Romane findet man die leidenschaftliche Liebe so rein und zart geschildert, als es hier geschieht. Was die neuesten französischen Romane für die höchste Liebe ausgeben, grenzt an den Wahnsinn, und stößt mehr Mitleid oder Widerwillen als Mitgefühl ein. Auch hier wird die Liebe in der frischesten Jugendkraft dargestellt, aber gezügelt durch sich selbst; denn wahre Liebe hüllt sich immer in den Schleyer der Grazien ein. Ueber das Ganze ist eine anmuthige Schwärmerey ausgegossen, die sich in Bildern ausdrückt, und Ueberall den Nachhall zu dem sucht, was ihr Innerstes so gewaltig bewegt. Wir bedauern sehr, daß dieß zarte Liebesgedicht, wegen der harmonischen Verbindung seiner Theile, keinen Auszug verstatet, und empfehlen es daher allen Frauen und Jungfrauen, als die anziehendste und gehaltreichste Lectüre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theater.

Unsere Theater sind in den letzten zwey Monathen an Neuigkeiten sehr reich gewesen, ziemlich arm aber an erfreulichen Erscheinungen. Wenn wir zu den letzteren auch vorzüglich Glück's Iphigenia in Aulis, dann die Phädra, die Gastrollen der Madame Händel und den Brautkranz von Herrn Weissenbach zählen können: so findet dabey doch manche Einschränkung Statt, die das Gewicht des Guten vermindert, wodurch wir für das Fehlerhafte und Gemeine entschuldiget seyn sollten, welches von der Bühne noch nicht verbannt werden konnte. Die Dichtlinge werden sogar immer kühner in der Zumuthung, daß die Zuschauer auch das sinnloseste und platteste Machwerk ertragen müssen. Das Singspiel: der Ueberfall, Text von Herrn Treitschke, Musik von Herrn Birey; die Oper Numa Pompilius von Herrn von Guttenberg, componirt von Herrn Buchwieser; die sogenannte dramatische Dichtung: Bianka von Nawarra, nach Karl Winklers Bianka von Loredo; Ubaldo, ein Schauspiel nach dem Trauerspiel gleiches Namens des Herrn von Kogebue; und endlich der Schenkbrief von Herrn

Schildbach, — sollten nur in einem Archiv schlechter Stücke ihren Platz finden. Wir halten es für das rathsamste, hier nichts weiter davon zu saen. Wir bey dem Ubaldo und bey dem Schenkbriefen, zu wir eine Ausnahme machen: bey dem ersten Schauspiel, weil es einem dramatischen Schriftsteller von Rang zugeschrieben wird; bey dem Schenkbrief, weil das Stück, durch seine große Absurdität eine öffentliche Klage nothwendig macht.

Wir wissen nicht, wie viel Veränderungen sich der Bearbeiter des Ubaldo mit seinem Original erlaubt hat, weil wir dieses nicht kennen, und sind geneigt zu glauben, daß Herr von Kogebue wenig oder gar keinen Antheil daran hat; denn man findet in dieser Nachbildung keine Spur von dem Geiste oder auch nur von der Hand eines geübten dramatischen Dichters. Die Intrigue, so wie die meisten Charaktere, wenn man sie so nennen will, sind aus Emilia Galotti genommen. Indem man aber dabey an Lessings Trauerspiel erinnert wird, fühlt man überall den ungeheuren Abstand zwischen dem vollendeten Werke eines gereiften Dichters und der flüchtigen Sudeley eines rohen und vermessenen Anfängers. Lessings Prinz ist hier zum Herzog avanciert, durch eine große Gabe von Albernheit aber tief un-

fer ihm herabgesetzt. Die Gräfinn Orsina wird zu Ehren gebracht und zur Gemahlinn des Herzogs erhoben, dabey ist sie voll süßer Empfindeley und fragt sich, „ob ihre erste Jugendblüthe verwelkt ist?“ — „Unschuld, reizende Schüchternheit — wer hat sie mir entrißen?“ ruft sie; „wen darf ich hassen? Meines Herzens Herz? oder sie, die Feindinn meiner Ruhe?“ u. u. Odoardo ist hier ein Fürst, ein großer Feldherr, der Oheim und Erzieher des Herzogs und heißt Ubaldo. Er unterscheidet sich aber von seinem Vorbilde dadurch, daß er nicht seine Tochter umbringen will, um sie vor der Schande zu sichern, sondern daß er sich geduldig ins Gefängniß schleppen läßt, um dem einfältigen Herzog nicht ungehorsam zu seyn. Seine Tochter Blanka verheirathet er vorher in aller Eile an einen Vasallen des Herzogs. Was nachher mit ihr geschieht, das kümmert ihn nicht, „denn der rechte Mensch blickt nie um sich, um zu erspähen, was daraus entstehen werde, wenn er handelt, wie er muß.“ Ubaldo muß zwar nicht so mit sich spielen lassen, er soll es auch nicht; doch ist es ihm zu verzeihen, da er seine ganze Weisheit von einer Spinne erlernt. Im Kerker nämlich sieht er das Insect arbeiten. „Fleißige Spinne,“ sagt er, „wir müssen Bekanntschaft

„machen. Lernen kann der Mensch von jedem Thiere. Laß sehen, was lern ich von Dir? — Nege weben? Nein. Witterung prophezeihen? — warum nicht? es wäre bey Hofe eine willkommene Kunst. Siehe, da hältst du dich an einen Faden, den kaum das Auge erblickt, sicher schwebst du in der Luft. Hat dir allein der Schöpfer die Gabe verliehen, solch einen Faden aus dir selbst zu spinnen? — Mitnichten, auch dem Menschen. Ihm ward ein Edlers — die Pflicht!“ — Und die Pflicht ist natürlich nichts anders als ein Spinnengewebe.

Camilla, Ubaldo's Gemahlinn, wünscht ihre Tochter zu verkuppeln, der Mann ist dagegen, und sie ärgert sich über sein Betragen indem sie ausruft: „O daß die Helden, doch sogar nichts sind, als eben Helden!“

Die wunderlichste Carikatur in diesem Stück ist der Graf von Camponero, der den Marinelli representirt. Er ist in die Herzoginn verliebt, will den Ubaldo stürzen, und bestärkt deshalb den Herzog in seiner Liebe zur Blanka, mit dem er häufig auf die Jagd nach Montesilva geht, wo das Mädchen unter Blumen wohnt. Der vierte Auftritt des zweyten Actes charakterisirt diesen Grafen als einen feinen Kopf. Da die Scene kurz ist, wollen wir sie abschreiben:

Graf (aus des Herzogs Zimmer) He!

Ein Jäger. (tritt ein).

Graf. Geschwind, des Herzogs Leibbrod,
er will jagen.

Jäger. Wo?

Graf. Im Park von Montefilva.

Jäger. Gnädigster Herr. Der letzte Hirsch
ward gestern —

Graf. Ihr gehorcht.

Jäger (geht ab)

Graf. Hirsche? wem liegt daran? —
Blindes Volk!

Ein andermahl sagt der Graf in einem
Selbstgespräch: „So oder so, er ist verlohren!
Triumph! Ubaldo ist umstrickt! die Herzoginn
dem Falle nahe. — Ein Schritt noch und ich
steh am Ziele!“ —

Der Graf irrt sich; eben so sehr als der
Verfasser sich irrt, der auf jeder Seite von sei-
nem Ziele unermesslich fern bleibt. Die Leser
werden uns diese Versicherung aufs Wort glau-
ben, und alle weiteren Beweise erlassen.

Der Schenkbrief, von Herr Schild-
bach, soll eine Parodie des König Lear seyn.
Der Verfasser hat sich eingebildet, er könne aus
einem Shakspeare'schen Trauerspiele leicht ein
gutes Lustspiel verfertigen; er hat aber nur die
Poesie seines Vorbildes in den Roth getreten,
wie sich ein witziger Kopf über den Schenkbrief

geäußert hat. Aus dem alten Lear, so wie aus dem Herzoge von Cornwallis macht Herr Schildbach ein paar Lohgerber; den König von Frankreich verwandelt er sogar in einen Schneider. Die Schwiegersöhne behandeln den alten Lohgerber mit schändlichem Undank. Darin liegt aber nichts Komisches. Die Undankbarkeit ist nie lustig, es mag sie eine Königstochter oder ein Gerber sich zu Schulden kommen lassen. Der Stand ändert nichts in dem Verhältniß. Sehen Sie das ein, Herr Schildbach? *)

Der Moral zu liebe, läßt der Verfasser nicht die Töchter, sondern die Schwiegersöhne den alten Mann peinigen. Die älteste Tochter stiehlt jedoch, aus kindlicher Liebe, ihrem Manne den Schenkbrief aus dem Schreibtische. Es ist aber eine schlechte Moral, welche uns erlaubt, ein Dieb zu werden, um einen Undankbaren zu bestrafen. Sehen Sie das ein, Herr Schildbach.

Man sollte keine Lustspiele schreiben, worin plumpe Zweydeutigkeiten die Stelle des Wises einnehmen, und, statt der Thorheiten der handelnden Personen, nur der Unverstand und die gänzliche Geschmacklosigkeit des Dichters geschildert werden. Sehen Sie das ein, Herr Schildbach?

*) Die Redensart: „Sehen Sie das ein?“ die sich der Schornsteinfeger angewöhnet hat, ist der Hauptspass in dieser Comddie.

Das Sonntagsblatt.

Nro. 110.

Sonntag den 5. Februar 1809.

Ueber Herrn Roger,

den sogenannten unverbrennlichen
Spanier.

Herr Roger ist noch immer der Gegenstand des Gesprächs in vielen Gesellschaften. Er hat nicht nur die Aufmerksamkeit der Physiker auf sich gezogen, sondern es scheint, daß seit seiner Anwesenheit allen Leuten, die vorher nichts von der Physik wußten, plötzlich ein Licht aufgegangen sey, so zuverlässig und absprechend lassen sie sich über die Unverbrennlichkeit vernehmen. In der Voraussetzung, daß die Gelehrten so wenig als die Layen das Phänomen erklären können, bringen die letzteren die seltsamsten Urtheile zu Markte, und übertreiben die Geschicklichkeit des Herrn Roger auf eine Art, daß dieser selbst über ihre Zumuthungen erschrecken würde. Sie lassen

ihm ein glühendes Eisen ruhig in der Hand halten bis es erkaltet ist, sie behaupten, er trinke geschmolzenes Bley, und speise ägenden Quecksilbersublimat, und endlich erzählen sie, daß er auf der Zunge ein Stück Phosphor verbrenne. Das Wunderbare selbst ist ihnen noch nicht wunderbar genug, und wenn Herr Roger einen Caffeeelßelvoll heißes Dehl in den Mund nimmt, so wird in ihrem Bericht eine Maas daraus, die er mit großem Appetit verzehren soll. Zwar bekennen diese starken Geister, daß ihnen der Verstand dabey stille stehe, aber sie erklären zugleich jedem den Krieg, der sich unterfängt weniger als sie verblüfft zu seyn. Ich irre wohl nicht, wenn ich voraussetze, daß die Verffstige in No. 106 des Sonntagsblattes eigentlich nur gegen die übertriebenen Bewunderer des Herrn Roger gerichtet ist. Sie verdienen in der That nichts anders, als ausgelacht zu werden.

Was die Sache selbst betrifft, so hat sie dadurch ein ernsthafteres Ansehen gewonnen, daß Herr Roger auf dem Laboratorium der hiesigen Universität, vor einer Versammlung von Aerzten und Chemikern, seine Versuche wiederholt hat. Dieß ist um so wichtiger für die

Beurtheilung des Phänomens, da Herr Roger vorher erklärt hatte: daß er unentgeltlich vor gelehrten und aufgeklärten Männern seine Kunst zeigen, dadurch jeden Verdacht einer Sinnestäuschung entfernen, und seinen Ruf auch in Wien gründen wolle, wie er ihn früher in Paris, Leiden, Frankfurt &c. gegründet habe. Es war also die Ehre des Herrn Roger damit verbuaden, daß er hier diejenigen Experimente anstellte, welche er selbst für die entscheidendsten und schwierigsten erkannte, und daß er dieß auf eine Art ausführte, die jeden Zweifel beseitigen konnte. Man wird demnach, bey der Beurtheilung seiner Versuche, nur auf diejenigen, die er den versammelten Physikern vorzeigte, als auf die unläugbar erwiesenen, sich einschränken dürfen.

Herr Roger erschien am 17ten Januar gegen Mittag im Laboratorium der Universität, wo die zu seinen Versuchen nöthigen Geräthschaften und Präparate ihm gereicht wurden. Die Versuche, von welchem ich, nebst vielen andern Aerzten und Physikern, Zeuge war, bestanden in folgenden.

1) Herr Roger ließ beyläufig eine Drachma, der concentrirtesten Vitriolsäure sich in die hohle Hand schütten und rieb damit seine Haut, ohne daß sie davon entzündet wurde.

2) Er hielt die Zehen des entblößten Fußes $1 \frac{1}{2}$ Minuten lang über eine brennende Wachskerze.

3) Er nahm eine glühende Schaufel und fuhr mit dem scharfen Rande derselben über die entblößte Haut; jedoch ließ er das Eisen nie auf einer Stelle ruhen, und klopfte vorher auf den Fußboden, um die Schaufel von dem Oxid zu reinigen.

4) Er nahm ein glühendes Eisen, und fuhr damit über die Zunge verschiedene Mal hin und her, so, daß das Eisen zischte, und die Zunge rauchte.

5) Er bestrich seinen Fuß mit Phosphor und fuhr mit einem glühenden Eisen über die bestrichenen Stellen, wobey die hängen gebliebenen Theilchen des Phosphor sich sichtbar entzündeten.

6) Er nahm Oehl, das bis zu 235 Grad Reaumur. erhitzt war, und brachte einen Caffee-Löffelvoll davon auf die Zunge, ohne jedoch die Lippen zu berühren. Darauf schloß er den Mund und es schien, daß er das Oehl verschluckte, wenigstens bemerkte man nicht, ob er es wieder auswarf.

7) In einem gläsernen Löffel nahm er, höchstens eine halbe Drachma, rauchende Salzsäure, in den Mund, und schien sie ebenfalls hinunter zu schlucken.

8) Er legte ein Stückchen Phosphor in den Mund und hielt zugleich die Zunge an eine glühende Schaufel.

9) Er bestrich seine Zunge mit Höllenstein.

10) Er zündete ein Stückchen Phosphor an und ließ es auf der Fingerspitze ausbrennen. Man bemerkte, daß der Phosphor ein Loch in die Haut brannte.

11) Er schöpfte geschmolzenes Blei mit der hohlen Hand, brachte solches mit großer Schnelligkeit an den Mund, schüttete es auf

den Boden und trat es mit dem nackten Fuße auseinander. Nach einer Weile zog er etwa 30 Gran erkaltetes Bley zwischen den Zähnen hervor.

12) Er ließ eine glühende Eisenstange auf den Boden legen, trat mit entblößtem Fuß auf dieselbe und drehte sich schnell, mit einem Fuß auf der Eisenstange ruhend, im Halbkreise herum, worauf er die Stange sogleich verließ. Die Fußsohle war, wenn man sie anfühlte, kalt. Hier ist zu bemerken, daß Herr Roger unmittelbar vorher, ehe er diesen Versuch anstellte, die Hände mit kaltem Wasser begießen ließ, angeblich, um sich zu waschen; er schüttete aber bey dieser Gelegenheit viel Wasser auf den Boden, trat mit den Füßen in die Masse, und sodann erst auf die Stange.

13) Da Herr Roger erklärt hatte, daß er die Versuche mit innerlichen Giften ungern anstelle so durfte wohl kein Arzt unbarmherzig genug seyn, nach einer solchen Erklärung, jemanden zum Gistessen zu überreden. Inzwischen hatte Herrn Roger's Landsmann und Bekannter, Herr Payssé, ein französischer Chemiker, gegenwärtig Director der Eisenwerke des

bekannten Herrn Speck, Sublimat mitgebracht, wovon Herr Roger einige Gran verzehrte.

Es ist bey allen diesen Experimenten zuvörderst zu bemerken, daß Herr Roger keinesweges sich für unverbrennlich ausgibt, oder, durch eine natürliche Anlage, gegen die Einwirkung der Gifte gesichert zu seyn behauptet. Er schreibt seine Sicherheit vielmehr nur einem Präservativ-Mittel zu, welches ihn, wenn er gerade vorbereitet ist, auf kurze Zeit gegen Feuer und Gift zu schützen fähig ist. Die Möglichkeit eines solchen Mittels kann nicht absolut geläugnet werden, da täglich in der Natur Kräfte entdeckt werden, die man vorher nicht kannte. Indessen hat man bey den meisten Kunststücken des Herrn Roger nicht nöthig, zu der Voraussetzung eines Arkanums Zuflucht zu nehmen. Die Arbeiter in den Schmelzhütten greifen glühendes Eisen mit der bloßen Hand an, ohne sich zu verbrennen. Theils hat die Gewohnheit ihr Gefühl abgestumpft, theils beobachten sie dabey gewisse Vorsichtsregeln, welche die Erfahrung sie gelehrt hat. Einer von diesen Vortheilen ist, daß man das glühende Eisen nie auf einer Stelle der Haut ruhen läßt, und es je-

derzeit von dem angefesten Oxid sorgfältig reinigt; denn die heisse Asche, welche an der Haut sitzen bleibt, ist es vorzüglich was den Schmerz verursacht, der die Entzündung zur Folge hat. Ist die Haut naß, so wird die Berührung des glühenden, hin und her bewegten Metalls um so weniger schädlich seyn.

Das Experiment mit geschmolzenem Bley, das Herr Roger in die hohle Hand nimmt, macht ihm jeder Schriftgießer nach. Es ist dieß eins von den Kunststücken, womit diese Leute diejenigen, welche ihre Werkstätte besuchen, zu unterhalten pflegen. Sie lassen gewöhnlich ein Stück Geld in das geschmolzene Bley werfen, welches sie mit der bloßen Hand heraushehlen; dabey beobachten sie nur die Vorsicht, das Bley von der oxydirten Haut zu reinigen. — Ob Herr Roger wirklich geschmolzenes Bley in den Mund nahm oder nicht, konnte bey der Geschwindigkeit, mit der er zu Werke ging, nicht unterschieden werden.

Die Zunge an ein glühendes Eisen zu legen, sieht sehr gefährlich aus; aber die wässrigen Feuchtigkeiten des Mundes, die ein schlechter Wärmeleiter sind, hindern das Ver-

brennen, wenn die Berührung nicht lange anhält. Herr Roger läßt sie nicht länger als 15 bis 20 Secunden dauern.

Wer den Schmerz nicht scheut, den brennender Phosphor verursacht, wird ebenfalls die Haut damit bestreichen und ihn mittelst eines glühenden Eisens anzünden können. Niemand wird daran sterben, oder auch nur eine heftige Entzündung davon tragen. Herr Roger gesteht selbst, daß er dabey sehr heftige Schmerzen leide. Ueberdem zeugt der Umstand, daß der Phosphor ein Loch in die Haut an dem Finger des Herrn Roger brannte, zur Genüge, wie wenig seine Organisation von der gewöhnlichen der andern Menschen verschieden sey.

Was das Verschlucken der Salzsäure betrifft, so wissen die Aerzte, daß Herr Professor Reich in Erlangen vor einiger Zeit dieses Mittel in großen Dosen gegen bössartige Fieber, wenigstens ohne schädliche Folgen, gegeben hat. Eine halbe Drachma Salzsäure ist nicht tödtlich, in gewöhnlichen Fällen nicht einmahl gefährlich. Ich glaube übrigens, daß Herr Roger auch hier einige, wenig bekannte Vortheile

benützt, wodurch die Schärfe der Säure gemildert wird.

Das einzige Experiment, das wirklich neu und bis jetzt unerklärbar zu seyn scheint, dürfte jenes seyn, wo Herr Roger Dehl, das bis zu 235 Grad erhitzt war, in den Mund nahm. Ob das angebliche Präservativ, das er vorher auf die Zunge legte, eine plötzliche Abkühlung bewirkte, ob das hin und her Bewegen auf der feuchten Zunge etwas hilft, oder was sonst ihm dabey zu Statzen kommt, wage ich nicht zu entscheiden.

Nach Erwägung aller Umstände scheint mir aus den obigen Versuchen nur so viel als undäugbar hervorzugehen: daß Herr Roger eine große Geschicklichkeit besitzt, sowohl mit der Zunge, als mit Händen und Füßen, Körper zu berühren, die bis zu einer sehr hohen Temperatur erhitzt sind; und daß die Schmerzen, die er freywillig übernimmt, von einer seltenen Gewalt über sich selbst zeugen. Gegen die Angabe eines ihn schützenden Arkanums sprechen die früheren Beispiele von Leuten, die, wie die Schriftgießer und Grobschmiede, ebenfalls die Berührung glühender oder schmelzender

der Körper nicht scheuen ohne ein Arkanum zu besitzen ; gegen die Voraussetzung eines Mittels aber , das nicht als ein schlechtleitender Ueberzug , sondern durch Umstimmung des Organismus wirken soll , sprechen die bisher bekannten Gesetze der Natur , nach denen sich die Wirksamkeit eines innerlichen Präservativ's nicht erklären läßt.

Wenn ein lebender Körper dem Feuer nahe gebracht oder einem hohen Grade der Hitze ausgesetzt wird , so wirkt die erhöhte Temperatur wie ein heftiger Reiz auf den Organismus , und bringt die Lebenskräfte in ungewöhnliche Reaction. Wird der Reiz nicht entfernt , so erschöpft er endlich die Erregbarkeit und es erfolgt der Tod. Bey einern ferneren Berührung des organischen Körpers mit dem Feuer geht , nach dem Tode , die Verbrennung nach chemischen Gesetzen vor sich. So lange aber noch Leben in dem Körper ist , können die Erscheinungen an demselben nicht aus diesen Gesetzen erklärt werden , indem das Leben auf einem eigenen Princip beruht , das dem chemischen Einfluß der Stoffe entgegen wirkt. Soll nun ein belebter Körper gegen den Reiz der Hitze unempfindlich , oder doch weniger empfindlich als im natürlichen Zustande , gemacht worden : so kann dieß nicht durch Mittel bewirkt werden ,

welche allenfalls am todtten Körper den Verbrennungsprozeß verzögern würden; es müßte vielmehr die Empfindlichkeit selbst dergestalt umgestimmt werden, daß der heftigste Reiz, den wir in der Natur kennen, plötzlich kein Reiz für sie würde. Dieß wäre nur dadurch möglich, daß der völlig entbundene, elementare Wärmestoff, oder das Feuer, urplötzlich in einen gebundenen Zustand gesetzt würde; denn in seiner entbundenen Eigenschaft wirkte es nothwendig zerstörend auf alle belebten Wesen.

Aber es ist hier nicht von einer absoluten Unverbrennlichkeit, sondern nur davon die Rede, ob es ein Mittel gebe, welches die Haut in den Stand setze die Berührung des Feuers längere Zeit als gewöhnlich zu ertragen. Es sind hier nur drey Fälle denkbar. 1) Das Mittel wirkt unmittelbar auf den glühenden Körper, dessen freyen Wärmestoff es plötzlich bindet, etwa wie Kali die freye Säure neutralisirt; oder es wirkt 2) auf die belebte Faser und setzt sie in den Zustand der größeren Unempfindlichkeit; oder 3) könnte auch das Mittel in einem dünnen Ueberzug aus irgend einer die Wärme schlecht leitenden Substanz bestehen, und so die unmittelbare Berührung verhindern.

Ob es ein Mittel der ersteren Art gibt, weiß ich nicht. Herr Roger aber scheint nicht im Besiz eines solchen Arkanums zu seyn, da alle glühende Körper, die er berührt, auch nach der Berührung noch glühend sind.

Ein Mittel der zweyten Art ist allgemein bekannt, es ist die Gewohnheit, welche das Gefühl bis zu einem erstaunenswürdigem Grade nach und nach abstumphen kann.

Das einfachste Mittel der dritten Art ist das Wasser; eine nasse Haut kann die Berührung des Feuers länger ertragen als eine trockene.

Dieses auf Herrn Roger angewendet, wird man, ohne große Gefahr zu irren, annehmen können, daß sein Geheimniß theils in der Gewohnheit, theils in der Nässe bestehe.

In den schätzbaren vaterländischen Blättern findet man von dem gelehrten Herrn Pechtl eine Theorie der Unverbrennlichkeit, welche mit den hier vorgetragenen Ideen keinesweges übereinstimmt. Weil in einem verbrennbaren, leblosen Körper ein

größerer Antheil Sauerstoff den Grad der Verbrennlichkeit desselben vermindert, so schließt Herr Prechtl darans, daß auch der thierische Körper weniger verbrennlich seyn würde, wenn seine Bestandtheile mehr oxidirt werden könnten. Ein solches physiologisches Raisonnement wäre der Weisheit der alten Humoralpathologen ganz würdig, welche die Gemischen Geseze unbedingt auf den lebenden Körper anwendeten und dadurch alles erklärt zu haben glaubten. Das Feuer wirkt als Reiz und erschöpft die Erregbarkeit; dagegen kann der häufige Genuß der sauren Speisen, den Herr Prechtl empfiehlt, nicht schügen; im Gegentheile wird die Schwäche, welche der übermäßige Genuß der Säuren zur Folge hat, den lebenden Körper nur noch empfindlicher gegen den Reiz des Feuers machen. Herr Prechtl könnte vierzehn Tage hinter einander nichts als Sauerkraut essen und immerfort Essig trinken, er würde sich nicht weniger die Finger verbrennen, wenn er dem Feuer zu nahe käme.

Wie nun die Theorie des Herrn Prechtl in physiologischer Rücksicht keinen festen Grund hat, so ist sie von der andern Seite völlig in die Luft gebaut; denn sie soll die Feuerfestig-

Zeit des Herrn Roger erklären, während dieser eine solche Eigenschaft nicht besitzt, und von einer Disposition seines Körpers, die ihn gegen das Verbrennen schützt, gar nichts wissen will. Herr Prechtel könnte vielleicht glauben, es sey Schade, daß Herr Roger diese Theorie nicht früher studirt habe, weil er sonst wahrscheinlich noch ganz andere Dinge zum Vorschein gebracht haben würde. Ich bin aber nicht seiner Meinung, und glaube vielmehr, daß es dem Herrn Prechtel mit dem unverbrennlichen Menschen gegangen sey, wie es ihm mit den breyweichen Steinen erging, die bey dem letzten Steinregen in Stämmern vom Himmel gefallen seyn sollten. Er gründete eine überaus scharfsinnige Theorie der Meteorsteine auf die breyweiche Beschaffenheit derselben, und lieferte sogar eine Zeichnung von der Form dieser weichen Steine; am Ende aber fand sich's, daß die Steine keinesweges weich waren, und die angegebene Form nicht hatten, als sie auf die Erde fielen.

Herr Roger ist kein unverbrennlicher Mensch und nährt sich auch nicht von sauren Speisen. Ob die Wissenschaft, ob die bürgerliche Gesellschaft gewinnen würden, wenn er auch alle

Vortheile, deren er sich bedient, oder wenn er, im Fall er ein Arkanum besitzt, dieses selbst bekannt machte, ist noch zu bezweifeln. Bis jetzt scheint die ganze Sache nur eine widerwärtige Spielerey zu seyn, denn Herr Roger kann, so gut als jeder andere, in einer Feuerbrunst verbrennen, oder vergiftet werden. Sich kurz vorher aber gegen Feuer und Gift zu präservieren, möchte eben so unthunlich seyn, als vierzehn Tage vor Feuerausbruch die Spritzen zu probiren.

Gefahren des Faschings.

Schreiben des Fräulein von B** an
ihre Tante von C**.

Liebe Tante!

Wie oft habe ich mir vorgenommen, Ihnen für die guten Lehren und wahrhaft mütterlichen Ermahnungen zu danken, mit denen Sie, bey unserm letzten Zusammenseyn, mich Unerfahrne so gütig für die Welt ausstatteten; aber leider komme ich vor dem unaufhörlichen Wechsel von Zerstreungen nie dazu. So vieles hätte ich Ihnen zu sagen, über so Manches mich Rathes zu erholen, und soll ich es ausdrücken, so weiß ich nicht wie. Wien ist ein gefährlicher Ort, Sie haben Recht; doch finde ich Alles ganz anders, als Sie, liebe Tante, mir es beschrieben haben. Sie warnten mich, ich weiß nicht, vor welchen Schlingen und Fallstricken, die junge Mädchen zu befürchten haben sollen. In Ro-

Vorteile, deren er sich bedient, oder wenn er, im Fall er ein Arkanum besitzt, dieses selbst bekannt machte, ist noch zu bezweifeln. Bis jetzt scheint die ganze Sache nur eine widerwärtige Spielerey zu seyn, denn Herr Roger kann, so gut als jeder andere, in einer Feuerbrunst verbrennen, oder vergiftet werden. Sich kurz vorher aber gegen Feuer und Gift zu präservieren, möchte eben so unthunlich seyn, als vierzehn Tage vor Feuersausbruch die Sprizett zu probiren.

Gefahren des Faschings.

Schreiben des Fräulein von B** an
ihre Tante von C**.

Liebe Tante!

Wie oft habe ich mir vorgenommen, Ihnen für die guten Lehren und wahrhaft mütterlichen Ermahnungen zu danken, mit denen Sie, bey unserm letzten Zusammenseyn, mich Unerfahrne so gütig für die Welt ausstatteten; aber leider komme ich vor dem unaufhörlichen Wechsel von Zerstreuungen nie dazu. So vieles hätte ich Ihnen zu sagen, über so Manches mich Rathes zu erholen, und soll ich es ausdrücken, so weiß ich nicht wie. Wien ist ein gefährlicher Ort, Sie haben Recht; doch finde ich Alles ganz anders, als Sie, liebe Tante, mir es beschrieben haben. Sie warnten mich, ich weiß nicht, vor welchen Schlingen und Fallstricken, die junge Mädchen zu befürchten haben sollen. In Ro-

manen freylich findet man dergleichen in Menge, und ich gestehe Ihnen, daß ich mich wirklich anfangs nicht wenig davor fürchtete. Aber jetzt muß ich über diese Einbildung lachen. Liebes Tantchen, Wien ist so groß, und das Leben, besonders im Fasching, so geräuschvoll und abwechselnd, daß man sich sieht, ohne einander zu kennen, und sich kennt, ohne sich näher zu kommen. Wie leicht wird da im Gedränge der großen Welt ein armes Mädchen übersehen! Glauben Sie darum nicht, als wenn Ihre Claire so ganz verlassen wäre. Nein, nein, ich habe so gut Verehrer, die mich umflattern, als das hübscheste Mädchen. Aber diese wandelbaren jungen Herrn gehen mit der größten Leichtigkeit von einer zur andern über, und sagen jeder dieselben Süßigkeiten, ohne irgend etwas darunter zu meinen.

Wenn ich nicht besorgte, Sie durch Klagen zu betrüben, so würde ich Ihnen bekennen, daß ich mich oft fortsehne, fort zu Ihnen, in den engen, stillen Kreis naher Bekannten, die mit Antheil und Wärme an einander hängen! Zuweilen ergreift mich eine Un-

ruhe, eine Bangigkeit, ein Sehnen hinaus ins Weite, ohne daß ich einen Grund davon anzugeben wüßte. Fürchten Sie nicht, Lantchen, daß dieß etwa — Liebe sey; wahrhaftig, davor bin ich hier weit mehr gesichert, als in unserer kleinen Vaterstadt. Was man hier unter Liebe versteht, begreife ich nicht; denn jedermann spricht lachend und beynabe mit Spott davon, und ich sollte doch meinen, daß es eine sehr ernsthafte Sache sey. Die eigentliche Liebe, wie die Dichter sie schildern, und wie ich sie mir denke, ist wohl nicht mehr auf Erden zu finden. Ich sage das nur, um Sie über diesen Punct zu beruhigen, denn, was mich betrifft, so bekümmere ich mich wenig darum. Wie kann man auch sich nach etwas sehnen, was man gar nicht kennt? Sonderbar ist es aber, daß Dinge, an denen ich sonst so sehr hing, mich, seit ich hier bin, nicht mehr freuen. Meine Bücher machen mich ungeduldig, das Clavier bleibt Tagelang verschlossen, das einfachste Lied, das ich singe, versetzt mich in eine wunderliche, weiche Stimmung, und neulich, bey der Aufführung des Don Juan, standen mir einigemahl die Thränen in den Augen. Nicht wahr, das ist kindisch? Und wenn

ich mir's erklären will, so ist es nichts anders — als Heimweh. Die Leere und Dede um mich her, das Gefühl, daß ich allein bin, das ist es, was mich bewegt, und mir das Herz beengt.

Sie fragen mich in Ihrem letzten, mir so lieben Briefe, ob ich unter meinen Bekanntsinnen noch keine Freundin gefunden hätte? O liebe Tante, diese Hoffnung gebe ich ganz auf. Es mögen wohl ganz gute Mädchen darunter seyn, und sie Herzen und Küffen sich unter einander; aber dabey geht es ziemlich kühl her; und dann wird der Anzug gemustert, und von dieser oder jener etwas erzählt; und sobald Männer hereintreten, so wird oft ein freundlicher Blick von dem ersten, besten zum Zankapfel, über den zwey Herzensfreundinnen sich auf immer entzweyen. Was ist eine Freundschaft, die auf Neckereyen, und Pussachen, und kindische Vertraulichkeit gegründet ist, und wie wenig Werth muß sie haben, da wir täglich sehen, daß ein Mädchen, sobald sie heirathet, gegen ihre vorigen Gespielinnen und Vertrauten sogleich kalt und fremd wird. Nein, dieß tändelnde Geschwätz, diese kleinen, nichts

sagenden Geheimnisse sind mir zuwider; lieber unterhalte ich mich mit meinen eigenen Gedanken, und träume mich in die Vergangenheit zurück, oder in eine fröhliche Zukunft hinaus; und in den lachendsten Scenen, die ich mir dann ausmähle, nehmen Sie, beste Tante, immer den ersten Platz ein.

Sie wollen wissen, wie ich den Fasching zubringe? Ach, Tantchen, ich schwärme wie die Andern. Auch auf Bällen war ich einigemahl; aber der Tanz erhist mich, und die Bekanntschaften, die man dort macht, sind, wenn auch anziehend, doch so flüchtig, daß sie höchstens den Reiz des Neuen hervorbringen können. Diese Männer sind wirklich unleidliche Geschöpfe mit ihrer Selbstgenügsamkeit, mit ihrer Impertinenz, die sie für guten Ton ausgeben möchten. Und dann können sie sich wieder so artig, so ergeben stellen! Nein, sie sind falsch, und ein Mädchen sollte sie alle fliehen! — Dieses Schwärmen thut mir übrigens nicht gut, ich schlafe wenig und unruhig, und fühle mich, am Morgen nach einer solchen Nacht, in einem so gespannten, reizbaren Zustande, daß ich über jede Kleinigkeit weinen oder achen möchte.

Seit einigen Tagen haben wir Frühlingswetter, die Sonne scheint in mein Zimmer hinein, ich öffne die Fenster, und schaue auf das Gewühle der Menschen, die sich geschäftig auf und ab bewegen. Wie ein Kind freue ich mich auf den Frühling, auf das erste Grün — und doch bin ich nie so traurig, als gerade in dieser schönsten Zeit. — Wenn ich es hier nicht aushalte, so werfe ich mich in einen Wagen, und fliege zu Ihnen. Doch vielleicht gewöhne ich mich an das hiesige Leben: ich bin noch zu neu in der Welt, und so manches habe ich schon hier gesehen, was ich nicht gern vermissen würde. Aber ich bin albern, Sie mit meinen Klagen und Wünschen zu beunruhigen. Nein, nein, Tantchen, seyn Sie nicht bange, Ihre Claire springt eben jetzt ganz munter herum, und erwartet die Cousine Cilly um mit ihr einen Gang um die Bastey zu machen, und dort die schöne Welt zu sehen. — Die Cousine kommt munter und lachend wie immer. Leben Sie wohl, beste Tante. Bald, recht bald erwarte ich einen herzlichen Brief von Ihnen.

Ludwig van Beethoven.

(Ein Schreiben an die Herausgeber.)

Erlauben Sie, meine Herren, daß ich in Ihrem vielgelesenen Blatte eine Angelegenheit zur Sprache bringe, die für die zahlreichen Freunde der Musik in unserer Kaiserstadt von nicht geringem Interesse ist, und die, seit einigen Wochen, in allen musikalischen Zirkeln zum Gegenstand der Unterhaltung dient. Da kein merkwürdiges Ereigniß im Gebiet der Kunst und Literatur, in so fern es auf Wien Bezug hat, Ihrer Aufmerksamkeit entgeht: so ist auch ohne Zweifel bereits die Nachricht zu Ihrer Notiz gekommen, daß Beethoven, dessen genialen Kunstproducten und dessen Zauberspiel die echten Verehrer der Tonkunst so viele genußreiche Stunden verdanken, — Wien verlassen werde, um einem auswärtigen, ehrenvollen und einträglichem Rufe zu folgen. Ein für uns empfindlicher, ja unerseßlicher Verlust! — Wien kann mit Recht stolz seyn, auf

den Namen einer Hochschule der musikalischen Kunst, den ihn selbst das Ausland, wiewohl nicht ohne Neid, zugestehen muß. Bis in die höchsten Stände hinauf findet man hier eine Elite wahrer Kenner und vollendeter Tonkünstler. Aus echtem, warmen Kunstgefühl, nicht aus eitler Ruhmsucht, wetteifern die Großen und Begüterten des Reichs, um die Künste zu unterstützen und zu befördern, und Künstler, die sich auszeichnen, auf das liberalste zu belohnen. Und Wien, wohin, die Tonkünstler aus fernen Landen wallfahrten, um sich zu vervollkommen, und ihren Geschmack auszubilden; — Wien, frage ich, sollte sich Beethoven, den es schon längst als sein Eigenthum zu betrachten gewohnt ist, um den es von Auslande begehret wird, von diesem rauben lassen? Ich kann es nicht glauben. Ich hoffe vielmehr, daß irgend ein glückliches Ereigniß dazwischen treten, und uns aufs neue den Besitz eines Künstlers zusichern werde, dem die Benennung Tonlichter im eminenten Sinne des Wortes gebühret.

Diese letzte Behauptung verdiente wohl umständlich motivirt zu werden. Allein dazu

müßten die engen Gränzen dieses Blattes nicht hinreichen; ich spare es daher für einen andern Ort, und beschränke mich auf einige fragmentarische Bemerkungen.

Man nenne mir einen einzigen lebenden, produzierenden Tonkünstler, dessen Kunstwerke so viel Originalität, Reichthum und Innigkeit der Empfindungen in sich vereinigen als Beethovens, und der diesem, in Absicht auf Universalität, gleich gestellt werden könnte! Dieß letztere ist eigentlich das Charakteristische des produzierenden, musikalischen Genies. Denn was ist Musik anders, als Darstellung des reinen Innern des Menschen, welches, als eine unendliche Größe, in das unendliche ausgebildet werden kann? Ist es daher überhaupt ein gültiger Einwurf, wenn Beethovens Tadler sagen, sie verstehen ihn nicht? Ist es seine Schuld, wenn er nicht verstanden wird? Hat man Mozart, den Schöpfer der romantischen Musik anfangs allgemein verstanden? Ist Cherubini's sublimstes Werk, *Medea*, nicht von dem größeren Haufen mit Kälte aufgenommen worden? Selbst die einfache Größe der *Gluck*

schon Musik mußte dem flachen, herzlosen Geklingel Piccini's nachstehen.

Die unverständigen Lobredner Beethoven's sind indessen nicht minder tadelnswerth. Sie preisen seine Werke als das non plus ultra, als das Höchste der musikalischen Kunst. Ein Höchstes in der musikalischen Kunst? Es gibt für die Musik nur Stufen, und kein Höchstes, wie für die Plastik. Solche Behauptungen zeigen zwar den guten Willen dieser Leute, verrathen aber zugleich ihre Unwissenheit, weshalb sie sich des Rechtes verlustig machen, ein entscheidendes Wort über Musik zu sprechen. Auf sie läßt sich jenes Gebet anwenden: „Herr, bewahre mich vor meinen — Freunden, gegen meine Feinde will ich mir schon selbst helfen!“

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, Ihnen, meine Herren, einen kleinen Vorwurf zu machen. Warum vernachlässigen Sie in einem Blatte, das zunächst auf Leser in Wien berechnet ist, die Tonkunst fast gänzlich, da Sie doch dem Theater eine stehende Rubrik in demselben gewidmet haben? Warum geben Sie uns nicht hiezuweilen Nachrichten von neuen mu-

sikalischen Kunstwerken, von Darstellungen ausübender Tonkünstler u. s. w., wenn auch nur in kurzen, gehaltreichen Andeutungen? Sie würden dadurch den Werth Ihres Blattes erhöhen, und Sie könnten auf den Dank einer großen Classe Ihrer Leser rechnen.

K.

Zusatz der Herausgeber.

Wir sind dem Herrn Verfasser des obigen Briefes, für die Zustellung desselben, mit aufrichtigem Danke verbunden, und wünschen, daß es ihm gefallen möge, uns öfter mit ähnlichen Beyträgen zu erfreuen. Aus wahrer Achtung für das ausgezeichnete Genie des Herrn Beethoven, und aus fester Ueberzeugung, daß mächtige Freunde der Tonkunst dabey interessirt sind, uns den Ruhm zu erhalten, den Wien in Hinsicht auf Musik behauptet, — vereinigen wir uns mit Herrn K. in der Hoffnung, daß der große Künstler uns nicht verlassen werde, und wollen es uns zum erfreulichen Geschäft machen, unsere Leser, im Fall diese Hoffnung in Erfüllung gehen sollte, recht bald davon zu benachrichtigen.

Die Bemerkung des Herrn K., beym Schlusse seines Briefes, ist nicht ungegründet. Wir sind bisher, durch die ursprüngliche Bestimmung dieser Blätter, verhindert worden, sowohl der Musik, als den bildenden Künsten, diejenige Aufmerksamkeit zu schenken, die sie so sehr verdienen; wir hoffen aber, durch die Unterstützung verschiedener Kunstfreunde, diesen Mangel künftig zu ersezen.

Briefe von Herrn Fernow.

1.

„Die Berner sind nicht zur Freundschaft nach meinem Sinne gemacht. Sie sind theils zu stolz, größeren Theils aber zu leer, als daß eine glückliche Wechselwirkung unter uns Statt finden könnte. Mir bleibt zum täglichen Umgange wenig übrig, als die schöne Natur ringsumher, und der Geist der Weisen, den ich aus ihren Schriften banne. Doch ist meines Philosophirens jetzt nur wenig; was ich in dieser Art treibe, geschieht einzig in Rücksicht auf die Kunst. Der speculativen Philosophie, die meiner Einbildungskraft vielleicht in der Länge die Flügel zu sehr beschneiden könnte, habe ich für jetzt fast gänzlich entsagt; ich will mich mit dem begnügen, was ich davon, zum Verständniß des Uebrigen, in den Kopf gebracht habe, und die folgende Zeit meines Daseyns für das Herz und in der wirklichen, concreten Welt leben. Sowohl die mir gewählte Bestimmung, mein frohes, ruhiges Temperament,

als auch meine jetzigen Ueberzeugungen rathe mir dieß vereint, und ich will diesem Rathe folgen. Auch meine letzte Reise hat dazu beygetragen, mich in das bessere Gleis zurück zu führen. Der Mensch ist kein bloß vorstellendes, sondern eben sowohl ein handelndes, bildendes Wesen; ich fühle mich mehr zu diesem, als zu jenem geneigt, — warum sollte ich dieser Neigung nicht Gehör geben? Ich habe also die öden Sandwüsten der Abstraction verlassen, um in den blumigen Gefilden des lebendigen Daseyns zu wandeln, zu handeln und zu bilden. Ich habe das Allgemeine kennen gelernt, um das Besondere lieber zu gewinnen. — Indessen nehme ich an allem, was in den Höhen und Tiefen der Speculation über und unter mir vorgeht, noch eben so lebhaften Antheil, und werd' ihn immer nehmen, und die Früchte, die daraus hervorreifen mit Dankagung empfangen. Sie haben mir darum ein wichtiges Geschenk gemacht, durch das, was Sie mir über *Fichte* gemeldet haben. Bereits diesen Winter, wo ich ihn kennen lernte, und über anderthalb Tage lang fast beständig mit Baggesen philosophiren hörte, hab' ich es erfahren, daß er in seinen Untersuchungen noch tiefer als seine Vor-

gänger zu dem ersten Grunde des menschlichen Wissens vorgedrungen ist. Ich habe genug aus seinem Munde und aus dem, was er uns vorlas, gehört, um mich zu überzeugen, daß er, bey Kantischem Tief- und Scharfsinn, die Kraft und Kühnheit Luthers besitzt. Ich kenne keinen jetzt lebenden Philosophen, der so viel Energie hat als Fichte. Es ist keine lodrende Flamme, es ist Blut und die unwiderstehliche Gewalt eines Enthusiasmus der practischen Vernunft, wenn ich mich so ausdrücken darf, die seinen Gedanken und seinem Ausdrucke, diesen Nachdruck, diesen gediegenen Gehalt gibt. —

In drey Tagen bin ich nicht mehr hier. Mir brennen, nach einer Ruhe von drey Monaten, die Solen, um wieder über die Alpen zu kommen. Nur einmahl wünscht ich Ihnen den erhabenen Anblick der mit ewigem Schnee bedeckten, himmelhohen Alpenkette, die ich hier jeden Tag, wo die Luft rein ist, mit neuem Entzücken genieße. Ich glaube, man wird dieses Anblicks nie satt. Es ist nichts von allem Großen in der Natur damit zu vergleichen, auch der Ocean im Sturme nicht. Es ist gewiß ein Beweis des wahrhaft Erhabenen, wenn es uns, trotz allem Streben einer bis ins Unend-

liche fort sich schwingenden Phantasie, dennoch so ergreift, daß wir in den Staub sinken und die Herrlichkeit desselben anbeten möchten; daß wir bekennen müssen, alle Bildnerey der Phantasie sey todt und nichts dagegen. So geht es jedem, der zuerst die Alpen sieht — und je mehr sich das Auge in ihrem Anblick übt, je größer und erhabener werden sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Sonntagsblatt.

Nro. 111.

Sonntag den 12. Februar 1809.

Uebersicht der Almanache.

(Fortsetzung.)

Der Almanach dramatischer Spiele von August von Kogebue erfüllt auch noch im siebenten Jahrgange das Versprechen, zu unterhalten. Möchte nur der Verfasser keine andern Mittel zu diesem Zwecke aufbiehen, als Wig und Laune, die ihm so sehr zu Gebot stehen, und das Publicum mit dem Rühren und Zerknirschen verschonen, wobey schwerlich jemand gebessert wird, und den Lesern nicht wohl zu Muthe ist. Von dieser Art sind zwey kleine Dramen: der kleine Declamator, und die Abendstunde. In beyden ist der Hauptgegenstand diejenige Empfindung, deren Anblick am unangenehmsten auf die Menschen wirkt, die Neue nämlich, und zwar in der Abendstunde eine fruchtlose und ewige Neue, die durch die Großmuth des

R

Beleidigten nur desto peinlicher wird. Der Verfasser ist überhaupt sinnreich, die Verbrecher in seinen Stücken durch alle Arten der Seelenmarter gleichsam zu vernichten, bedenkt aber nicht, daß das Publicum dabey auch einige Grade der Tortur aussteht. Im kleinen Declamator wird ebenfalls viel Großmuth und Beschämung zur Schau aufgestellt, und die Leute geben es recht zu verstehen, daß sie großmüthig sind. Daß übrigens ein Knabe von zwölf Jahren mit Begeisterung und sogar Schwärmerey Gedichte wie die drey Worte und die Freude von Schiller zu rezitiren, und immer apropos mit seinen fremden Versen einzufallen im Stande sey, ist ein Unding, und ein solcher Knabe, wenn es durch Verziehung einen geben könnte, wäre eine krankhafte, und wenig versprechende Erscheinung. Doch seitdem die Frauen sich neuerlich aufs Declamiren verlegt haben, wäre es nicht zu verwundern, wenn frühreife Kinder sich auch nächstens damit producirten. Diese Declamirkunst, mit der man jetzt ein besonderes Gewerbe treibt, ist, beyläufig gesagt, eigentlich ein abgerissner Zweig der Schauspielkunst, und einige Damen haben ihn vermuthlich darum ergriffen, weil es leichter ist, Ein-

pfundungen mit Wärme vorzutragen, als einen Charakter richtig zu greifen, und mit schöner Wahrheit darzustellen. Um ein Lied oder ein ähnliches nicht dramatisches Gedicht zu verstehen, und leidlich vorzutragen, braucht es nur eine ganz gewöhnliche Dosis von Verstand und Gefühl; aber auch die unbedeutendste Rolle, wenn sie mit Anstand und richtig gespielt werden soll, erfordert Talent und Studium. Doch vom Studium wollen eben unsere meisten Schauspieler und Schauspielerinnen nichts wissen, und begnügen sich, entweder einzelne Tiraden mit Gepränge vorzutragen, oder durch monotone, weinerliche Empfindsamkeit von Zeit zu Zeit den leicht bewegten Herzen ihrer Zuhörer ein schmelzendes Ach! auszupressen. Wenn aber einmahl declamirt werden muß, und wahrscheinlich die Häuser und Straßen bald von guten und schlechten Versen ertönen werden, so möchten wir nur rathen, daß sich Niemand damit abgäbe, als solche, denen die Natur wenigstens eine reine, wohlklingende Stimme verliehen hat, damit unsere Ohren nicht allzusehr gerädert werden.

Doch wir kommen wieder auf unsern Almanach zurück. Für die zuerst erwähnten lamentabeln Dramen entschädigen uns hinrei-

hend zwey kleine Possen, die so gut erfunden, und artig ausgeführt sind, daß sie nothwendig auf dem Theater eine angenehme Wirkung hervorbringen müssen. Besonders leicht und witzig ist das erste, die Englischen Waaren. — Das Landhaus an der Heerstraße hat sehr launige Scenen und gute Einfälle, nur ist der Anfang zu gedehnt, und die Scene mit der ausgestopften Marktentenderin hätte süglich wegbleiben können. Die Seeschlacht und die Meerfage ist eine verunglückte Posse, in der weder die Intrigue, noch die Charaktere das mindeste Interesse erregen. Ein alter Seecapitain, der unter dem Pantoffel einer betagten und häßlichen Gattinn steht, die nichts liebt als ihre Meerfage, ein paar unleidliche Freyer, zwey Liebende von gewöhnlichem Schlage, und ein schnippisches Kammermädchen machen kein sehr anziehendes Personale aus. Diesen Mangel hat der Verfasser durch verschiedene Ausfälle auf die Männer und auf die Weiber, und durch ein Duzend hier und da angebrachte Späße ersetzen wollen, die aber dießmahl ein wenig frostig ausgefallen sind. Die Dummheit des Herrn von Schmalunk der für seine Geliebte Lirchen schießt, weil er weiß, daß sie

ihren Gesang gern hört, ist mehr zu beweinen als zu belachen. Ein unglücklich gewählter Stoff macht es selbst einem witzigen Kopf unmöglich, komisch zu seyn. Der Hagestolz und die Körbe, ein Intermezzo, belustigt durch die bizarre Idee des Ganzen, und durch den noch barockeren Schluß, daß der Hagestolz, aus Verzweiflung über fünf erhaltene Körbe, seine alte, taube, stumme, und blinde Köchin heirathet.

Briefe von Herrn Fernow.

(Fortsetzung.)

Frau von B** war diesen Frühling einige Monathe in Bern. Sie hat mir außs neue einen Widerwillen gegen alle gelehrte und schriftstellernde Damen beygebracht. Hier in Bern heißt sie, wenn man von ihr spricht, gewöhnlich die gelehrte Frau. Sie ist jetzt in Zürich und läßt den — ich glaube — zweyten Band ihrer Schriften drucken. Wie sie hier war hatte sie, wenn sie Besuch erwartete, immer Gedichte von ihrer Arbeit an einen Ort, wo sie ins Auge fallen mußten, hingelegt, wo eins, mit der Ueberschrift: An meinen Genius, gewöhnlich die oberste Stelle einnahm. Sie ist ganz das Original, wovon Schiller in seiner Epistel ein so treffendes Gemählde gemacht hat. Den ersten Abend, als sie bey H. Visite machte, war eine große Versammlung von Damen und Herren dort, die sie alle nicht kannte, und kaum war sie zehn Minuten im Zimmer; kaum waren alle die Knize und Büchlinge, die ihr Eintritt erregte, glücklich vollbracht, so fing sie mit einemmale an, Goethes Iphigenie zu declamiren, die sie auswendig weiß. So schön ihre Aussprache, so richtig ihre Declamation auch war, so konnte

ich mich doch des lebhaftesten Gefühls der Unschicklichkeit und der verletzten Weiblichkeit nicht erwehren. — Lassen Sie uns von etwas besserem sprechen. W** lebt gleichfalls jetzt hier; er ist ein artiger, sanfter, höchst gefühlvoller, in seinem Betragen vielleicht ein wenig zu unmännlicher Mann; aber man muß ihn lieben. Er ist ganz Liebe und Särlichkeit, gegen sein junges, eben so gefühlvolles, zartes, zärtliches Weib. — Auch er liest sich gerne vor. — Ich weiß nicht, vielleicht ist dieß Bedürfnis der Mittheilung bey einem Dichter mir auffallender, als bey andern Menschen, aber ich kann es nicht leiden, und wäre ich ein Dichter, ich könnte es nur bey meinen vertrautesten Freunden, unmöglich bey fremden Menschen thun. Vielleicht liegt das für mich so beleidigende darin, daß beym Dichter nicht sowohl die Absicht sich andern mitzutheilen, als vielmehr ihren Beyfall zu erhalten, bemerkbar ist. Ein Schriftsteller, der ein nützliches Werk seiner Feder vorliest, zeigt seine Eitelkeit weniger sichtbar, indem wir es über das Belehrende, womit unser Verstand beschäftigt wird, übersehen; da hingegen das Werk des Dichters, das bloß gefallen soll, und die, beym Vorlesen gewöhnlich erhöhte, mehr oder weniger affectirte Declama-

tion, uns nicht hindern, oft mehr an die Eitelkeit des Vorlesers, als an das Vergnügen zu denken, das wir genießen; und dieß geschieht um so mehr, wenn das Vorgelesene nicht hinreißende Schönheiten hat. — Sonst ist hier für schöne Literatur nichts zu thun. Der Schweizer kann seinem Ohre unmöglich den Wohlklang eines schönen Gedichts in deutscher Sprache angewinnen, denn das Deutsche was man hier gurgelt, und zischt, und röchelt, — nicht spricht, ist das Abscheulichste, was man hören kann. Selbst in Lavaters Munde, der doch so richtig und oft so wohlklingend schreibt, ist die Sprache dem Deutschen unerträglich. Ich hörte im Herbst eine Predigt von ihm, worin das Wort Liebe sehr oft vorkam, ein so sanfter Laut im Munde eines Deutschen; aber noch tönt mir, wenn ich daran denke, seine L i a b e, L i a b e! wie Engeschrey vor den Ohren. —

Ich werde, sobald ich in Rom bin, aus meinem Tagebuche manches für Sie herausheben. — Wer weiß, wohin ich von Italien aus einmahl wandre. Kann ich dort solche Bekanntschaften machen, als ich wünsche, so reis' ich nach hinlänglichem Aufenthalte in Rom oder andern Städten Italiens, wenn ich es möglich

machen kann, nach Griechenland. Hat es mir gelungen, ohne Geld und eigenes Vermögen diese Reise zu machen, und wiederum nach Italien zurück zu kehren, so darf ich auch nicht verzweifeln, daß nicht mehreres gelingen sollte. —

2.

Rom d. 7. März 1795.

Seit fünf Monathen bin ich in Rom. Jetzt da sie verfloßen sind, dünken sie mich fünf Tage, und doch habe ich hier schon für fünf Jahre gelebt. Ich wüßte in der That nicht, wo ich anfangen und enden sollte, wenn ich den Versuch machen wollte, diesen kleinen, aber reichhaltigen Theil meines Lebens zu beschreiben. Erwarten Sie darum keine Nachrichten, keine Schilderungen von dem Unendlichen, Unersehlichen und Unausprechlichen, was hier jeden Tag das ganze Gefühl- und Anschauungs- und Denkvermögen desjenigen füllt, der Gefühl, Phantasie und Denkkraft mitbringt, und in dieser Fülle von Leben, in diesen Meere von großen, erhabenen und schönen Eindrücken nicht untergeht. Man braucht hier Monathe um sich nur zu orientieren, und alles Sehenswürdige nur flüchtig zu sehen, — und Jahre um diesen Reichthum zu fas-

fen und in seine Scheuren zu sammeln. Ich bin in den ersten drey Monathen wie ein Trunkener umher gesaumelt. Schon meine Reise durch Oberitalien, vom Fuße des Gotthard bis Florenz, war ein bacchischer Zug durch ewige Nebengefilde, wo die reife Traube, purpurn und golden in jedem Momente zum Genuß winkte. Ich machte die Reise zu Fuß in herrlichem Wetter, denn der Herbst ist in Italien schöner als der Frühling. Von Zürich aus hatte ich Gesellschaft an einem jungen holländischen Mahler der ebenfalls wie ich zum heiligen Grabe der Vorwelt wandelte. Wir machten unsere Reise mit Besonnenheit und Genuß. Wir sahen alles, was die Kunst von Mayland bis Rom Merkwürdiges und Treffliches zu geben hat. Flüchtig hatte ich diese Schätze schon auf der ersten schnellen Reise mit Bagge sen gesehen. Jetzt genoß ich mit mehr Nüchternheit und Muße, wenn gleich noch nicht mit allem Nutzen, der nur durch längere Bekanntschaft mit dem Vortrefflichsten möglich wird. Wir verweilten in Mayland, Pavia, Parma, Modena, Bologna, Florenz und Siena, überall so lange als nöthig war, und kamen endlich, nachdem wir meinten, viel Herrliches von Natur und Kunst gesehen zu haben,

mit hochklopfendem Herzen in Rom an. Ich fand hier gleich meinen alten trefflichen Carstens, den ich in sieben Jahren nicht mehr gesehen hatte, der Professor der Berliner Kunstakademie und der jezige vorzügliche Künstler in Rom ist. Carstens ist mir hier ein unbezahlbarer Schatz, ein Freund für Herz und Geist, wie ich außer ihm sonst keinen hier habe und schwerlich je finden werde. Er ist unter den andern hiesigen Künstlern geachtet, aber auch zugleich gefürchtet, denn er hat eine Zunge, wie ein schneidendes Schwert, und ein Genie, das alle himmelweit überseht — und das Künstlervolk ist eitel. Niemand lernt durch Carstens mehr als ich, denn man muß vertraut mit ihm seyn und Freund durch und durch, um das ächte Gold in ihm zu finden.

In Praxi habe ich bisher noch wenig in der Kunst gethan; desto mehr aber in der Theorie. Fleißiger noch und lese- und schreibseliger als in Jena verleb ich hier meine Tage während der trüben Regenszeit des Winters, wo man manchen Tag nicht ausgehen und nichts sehen kann. Hier erst hab' ich, nach wiederholtem Studium und unter den alten Kunstwerken, Kants Critik der Urtheilskraft, die ich glücklich mit über die Alpen gerettet und auf

meinem Rücken von Bern bis Rom getragen habe, verstehen gelernt, und es ist jetzt mein Studium und mein Streben, sie auf Werke der Kunst in Anwendung zu bringen, und der Aesthetik auch in diesem Felde ihres weiten Gebietes zu größerer Aufklärung zu helfen; denn eben dieselbe Seichtigkeit und Armuth an richtigen und bestimmten Erkenntnissen, die bey dem ehemahligen traurigen Zustande der Philosophie in den Wissenschaften herrschte, herrscht auch noch jetzt und stärker als dort in den bildenden Künsten. Kein Künstler, kein Antiquar und Kunstrichter hier hat einen richtigen Begriff vom Schönen, vom Erhabenen, vom Ideal, vom Genie, vom Geschmack, kurz von den wichtigsten Hauptgegenständen der Aesthetik; man tappt und fühlt im theoretischen Theile im Gebiete der Erfahrung — und im Praktischen in Handwerk und Manier blind umher. Fast kein Künstler kennt, auch nicht einmahl durchs Gefühl, den Zweck seiner Kunst, geschweige daß er bestimmte Begriffe davon hätte. Noch ärmer sind die Antiquare an Trost für den, der bey ihnen sich gründlichen Rathes erholen möchte. Der in Deutschland sehr gepriesene H. weiß sehr viel; er kennt die Geschichte der Künste, Nahmen und Geburts-

ort der Künstler, die verschiedenen Schulen der Kunst, kennt jeden alten Steinklumpen aus dem Alterthume: aber sobald man ihn fragt, was er über Kunst, über Zweck und Wesen derselben, über Schönheit gedacht hat, dann ist sein Latein zu Ende, dann verirrt er sich und andere in einem Schwall von konfusen Begriffen und Ausdrücken, die er selbst nicht versteht. Kurz es sieht in Theorie sowohl als Praxis der gegenwärtigen Kunst, so viel Lärm sie macht und so sehr sie von außen schimmert, gar erbärmlich aus. Nirgend Genie, Geist, Gefühl und Ausdruck, überall Handwerk, Machwerk, Schönsfärberey, angestrichene Bildsäulen, und kalt und todt, daß einem bey dem Anblick solcher Dinge die Seele friert. Und jeder dünkt sich dabey groß und größer als Raphael und Titian, gegen welche die meisten doch nur freche Schmierer sind. All dieß tolle Zeug, das Anfangs das Auge blendet, aber das Einem, wenn man die Alten sieht, gar bald zum Ekel wird, hat mich sehr verwundert und empört mich. Ich habe, seit ich hier bin, oft über die Quellen dieses Unwesens nachgedacht, und werde meine Meinung mit der Zeit einmahl öffentlich darüber sagen. Es läßt sich über die Kunst außerordentlich

viel sagen. Es läßt sich Alles auf Regeln und Begriffe bringen, was nicht vom Genie des Künstlers unmittelbar abhängt und von seinem Gefühle. Darum kann über die Kunst viel Gutes geschrieben werden, darum ist bis jetzt so viel Schlechtes darüber geschrieben worden. Ich halte es gewissermaßen für Pflicht einen Theil meiner Kräfte und meines Lebens auf diese Art zweckmäßig und nützlich für Andere anzuwenden, weil meines Wissens jetzt Niemand vorhanden ist, der durch Kenntniß der Philosophie und der Kunst zugleich sich dazu qualifizierte Etwas Gründliches und Zweckmäßiges für die bildenden Künste zu schreiben. Ich werde hier Zeit und Gelegenheit haben, beydes noch ferner zu cultivieren. Ich studiere jetzt die Geschichte der Kunst, um mir eine Uebersicht des ganzen Fortganges der Kunstkultur zu verschaffen. In einigen Jahren vielleicht erscheine ich mit einer Aesthetik für bildende Künstler, wozu ich bereits den Grundstein gelegt habe. Ich bin voller Pläne und Projecte über was ich alles schreiben möchte, aber ich will mich nicht übereilen, um, da ich Vorurtheile zu bekämpfen habe, selbst keine Blößen zu geben.

Bey meinem eigenen Nachdenken über die Schönheit habe ich auch gefunden, daß die Schönheit der Bewegung durch Schiller in seiner Abhandlung „über Anmuth und Würde“ nicht rein aufgefaßt und der Begriff derselben noch zu weit ist, weil an beyden, Anmuth sowohl als Liebreiz, schon moralische Bestimmungsgründe auf das reine Geschmacksurtheil Einfluß haben. Kurz ich bin in dem, was Schiller darin über Schönheit der Bewegung gesagt hat, so schön und edel der Styl seiner Schreibart ist, eben so wenig seiner Meinung, als in dem was er über Kant und die Klarheit seiner Moral in dieser Schrift sagt. — —

Desgleichen glaub ich auch die von Kant in seiner Kritik problematisch gelassene Frage: ob Farben und Töne zum Schönen oder zum Angenehmen zu zählen sind, jetzt gründlich und befriedigend beantworten zu können. Alle diese Untersuchungen habe ich vorher anstellen müssen, um meine eigenen Begriffe gehörig aufzuklären und zu berichtigen, weil diese geringfügig scheinenden Dinge, bey dem weiteren Fortgange des Denkens über die Gegenstände der Kunst, von großer Wichtigkeit werden; denn die Fragen, ob und wieferne Ausdruck und Colorit zum Schönen oder zum Angeneh-

men oder zum Wahren und Zweckmäßigen zu zählen sind, müssen zu allererst beantwortet werden, wenn man von Malerey sprechen will. Durch dieß Selbstdurchdenken mehrerer Hauptmomente der Kunst bin ich zugleich tiefer in den Geist der Kantischen Kritik eingedrungen, und habe den Gang des Ganzen einsehen gelernt. Oft habe ich Gelegenheit über die Tiefe und den gewaltigen Reichthum dieses Werkes zu staunen und über die Fruchtbarkeit der Anwendung desselben auf die Künste mich zu freuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Sonntagsblatt.

Nro. 112.

Sonntag den 19. Februar 1809.

Beantwortung eines Ausfalls gegen das Sonntagsblatt.

Ein edler Feind, sagt ein Spanisches Sprichwort, hilft uns mehr, als ein schlechter Freund. Wenn dieß schon im Leben sich als wahr bestätigt, so gilt es noch mehr in der literarischen Welt, wo Hiebe nicht verwunden, und nur durch Widerstand und Streit die Wahrheit erlangen, und die Energie des Geistes aufrecht erhalten werden kann. In diesem Sinne wird sich jeder verständige Autor einen scharfen, aber gerechten Kritiker wünschen; und selbst der bittere Tadler, so lange er Gründe angiebt, verdient unsern Dank. Auch das Sonntagsblatt sah mit Verlangen einer gründlichen, wenn auch nicht günstigen Beurtheilung entgegen; denn jede Zeitschrift, die mehr oder weniger polemisch ist, muß auf Gegner rechnen, die nicht um die Sache, sondern für ihre Person streiten. Sey es aber Zufall oder Gehässigkeit gegen ein Journal, das noch keinem Gözen des Tages gehuldigt hat, allein,

bis jetzt, wir können es mit Ueberzeugung sagen, ist, anßer in den Annalen der Oesterreichischen Literatur, noch kein triftiges Wort, geschweige, ein Urtheil über unser Blatt ausgesprochen worden. Darum hat es uns aber nicht an Auszeichnung und Ehrenbezeugungen gefehlt, man hat nämlich das Sonntagsblatt, noch ehe es erschienen war, förmlich verurtheilt, und es sogar nachher eine Scharteke gescholten, wofür wir hiermit verbindlichen Dank sagen, denn der Tadel des Unverständigen ist schmeichelhafter als das Lob des Weisen. Da aber in jetziger Zeit ein gültiger Ausspruch vom Richterstuhl der Kritik herab kaum mehr zu erwarten ist, und dagegen eine Menge Kläffer und Mondsüchtige sich ein Gewerbe daraus machen, die honetten Leute zu verlästern und mit Roth zu besprizen, indem sie dieß für die wahre Kritik ausgeben; so sehen wir uns genöthigt, einige der muthwilligsten dieser Schreyer anzuhalten, und öffentlich zur Schau auszustellen. Jeder Mensch und also auch jeder Autor ist sich selbst schuldig, jede Anschuldigung wider seinen Charakter zu widerlegen und zu rügen, denn das Schlechte findet leichter Eingang zu den Ohren der Menge, und ein noch so erbärmlicher Sudler findet immer noch jemand unter sich, der seinen Unsinn als Drafel-

sprüche verehrt, und mit Eifer verkündigen und ausbreiten hilft.

Aus diesen Gründen finden wir uns bewogen, eine das Sonntagsblatt betreffende Stelle aus der Uebersicht der Literatur in Oesterreich zu Anfang des Jahres 1809 in der Allgemeinen Zeitung Nro. 33. u. folg. herauszuheben, und näher zu beleuchten.

„Das Sonntagsblatt,“ sagt dieser übersichtliche Kritiker, „ist eine Geißel für unsere jungen, auf Abwege gerathenen Dichter. Es zeichnete sich im Anfang durch verschiedene, treffende Aufsätze aus, jetzt verliert es durch einen gehässigen Ton, und durch Personalitäten, so wie durch manche schaaale Aufsätze sein Interesse. Die Zahl seiner Pränumeranten soll sich nicht viel über hundert belaufen.“

Da der anonyme Rezensent doch vermuthlich mit diesen Worten etwas wird haben sagen wollen, so werden wir die einzelnen Punkte durchgehen, das Unwahre darin berichtigen, das Dunkle aufklären, und da wo eigentlich Nichts gesagt ist, den Grund davon aus der Eigenthümlichkeit des Verfassers abzuleiten versuchen.

Der Verfasser debütirt gleich mit einer

Unwahrheit. Das Sonntagsblatt ist überhaupt keine Geißel, und noch weniger beschäftigt es sich ausschließlich mit den auf Abwege gerathenen einheimischen Dichterlingen. Dagegen haben wir es uns zur Pflicht gemacht, den Unsinn und Aberwitz der neueren ästhetischen Schule in seiner Blöße und Lächerlichkeit darzustellen, und über einige gänzlich geistesarme und geschmacklose Scribenten und Reimschmiede, sie mochten seyn wo sie wollten, nach vorgegangenem Urtheil und Recht, den Stab zu brechen. Nie haben wir unterlassen, das Gute zu preisen, und selbst das Mittelmäßige wurde wegen einzelner Verdienste gelobt; sind wir aber bisweilen bitter geworden, und haben uns der Ironie und des Spottes bedient, so sind wir dazu entweder durch aufgeblasenen, absprechenden Dünkel berechtigt, oder durch muthwillige Angriffe zu diesen leichten Scharmügeln herausgefordert worden.

Der Rezensent versichert ferner sehr herablassend, im Anfange habe unser Blatt sich durch verschiedene, treffende Aufsätze ausgezeichnet. Es ist sehr Schade, daß es ihm nicht gefallen hat, diese zu bezeichnen, weil man sonst sehe, was er unter treffenden Aufsätzen verstünde, und ob sein Urtheil darüber selbst treffend sey. Der Verfasser scheint

gar nicht zu wissen, daß ein Urtheil, es sey zum Lob oder Tadel, seinen Gegenstand scharf bezeichnen, und Gründe für sich angeben muß, wenn es nicht mit Recht für ein eitles, leeres Geschwäß erklärt werden soll. Doch vielleicht gewinnt unser Rezensent noch dabey, wenn er Nichts sagt. Gleich darauf will er jedoch seinen kritischen Zahn zeigen, und wirft uns schaaale Aufsätze und Personalitäten vor. Wir gestehen, daß der Ausdruck schaal in dem Munde gewisser Leute uns lächerlich vorkommt. Zwar mag das Sonntagsblatt, so wie jede andere Wochenschrift, manches enthalten, was dem witzigen Kopf leicht vorkommt, aber für einen solchen Kritiker, wie den unsrigen, gibt es gar nichts Schaaales, und der matteste Spas ist noch immer für ihn ein beneidenswürdiger, nie zu erreichender Gegenstand. Die beleidigende Anschuldigung, daß wir uns Personalitäten erlaubt hätten, verdient Verachtung, so lange sie nicht durch hinreichende Belege erwiesen werden kann. Diese aufzustellen, fordern wir hiermit den anonymen Verfasser auf. Es ist mit Recht untersagt, in das Gebiet der Polemik sowohl die eigene Persönlichkeit hinüber zu tragen, als die eines Andern anzugreifen, das heißt: man darf weder durch Haß noch durch Liebe sein

Urtheil verdrehen lassen, und zwentens nie den Charakter und die bürgerliche Ehre eines Autors verunglimpsen, da beyde mit der Literatur nichts zu thun haben. Von diesen beyden Gattungen der Personalität haben wir uns bisher rein gehalten, und wer dieß läugnet, der stehe auf, und beweiße. Es ist aber keine Personalität, wenn wir die wirklichen Blößen und Gebrechen eines Gegners zeigen, der uns schmähet, ohne Gründe anzuführen, denn hier treten die Rechte der Selbstvertheidigung ein, und schlagen den Mantel der Liebe zurück, den unsre neuesten Dichterlinge so nöthig haben. Oder, ist etwa eine Persönlichkeit dabey im Spiel, wenn wir die Herren Treitschke und August Kuhn schlechte Scribenten genannt haben, da ihre eigenen, großen und kleinen Geistesfinder sich wider sie empören und ihre literarische Wichtigkeit vor aller Welt bezeugen. Sonderbar und ungereimt ist es, daß der Verfasser diese Beschuldigungen auf den neuen Jahrgang einzuschränken scheint, von dem damals, als er dieß schrieb, höchstens drey bis vier Nummern erschienen waren, worin auch nicht der Schein einer Persönlichkeit, wohl aber Billigkeit und Schonung selbst des minderen Talents sich unverkennbar zeigen. Doch dieß erklärt sich am besten durch die gutmüthige

obgleich zum Glück nicht wahre Bemerkung, daß die Zahl der Pränumeranten für das Sonntagsblatt sich nicht viel über hundert belaufe. Was hat die Zahl der Pränumeranten mit dem Werth einer Wochenschrift zu thun? Ja, könnte man nicht sagen, daß beyde vielmehr in umgekehrtem Verhältniß zu einander zu stehen pflegen, da selbst der vortreffliche Englische Zuschauer, den wir übrigens hier nicht des Vergleichs wegen anführen, nicht mehr als einige hundert Exemplare abgesetzt hat. Aus der Zusammenstellung mit dem Vorhergesagten ergibt sich aber, daß der Rezensent durch diese Bemerkung offenbar unserm Blatt hat Schaden zufügen wollen, Wir fragen also jeden Unbefangenen, ob dieß nicht Personalität sey, und stellen es dem Publikum anheim, wie man den nennen muß, der sich selbst desjenigen Vergehens schuldig macht, dessen er einen Dritten, ohne nur den Schein eines Grundes anzuführen, unrechtmäßigerweise beschuldigt.

Doch genug des Ernstes. Zur Belustigung unserer Leser, und um sie mit dem Scharfsinn dieses Kritikers näher bekannt zu machen, wollen wir noch einige seiner Urtheile ausziehen, die in derselben Uebersicht befindlich sind.

„Die Annalen der Oesterreichischen Literatur und Kunst,“ sagt dieser unparteyische Rezensent, „eine Zeitschrift, wie sie Oesterreich längst zu wünschen war, tragen kräftig und muthig dazu bey, das Schlechte zu unterdrücken, und das Gute empor zu heben. — Der Herausgeber, Herr Doctor Sartori, scheint diesem Blatte große Mühe zu widmen, und macht sich in dieeer Hinsicht allerdings um sein Land verdient.“

Es scheint, als wenn der Rezensent an diesem Herrn Sartori sehr warmen Antheil nähme, und es wirklich aufrichtig mit ihm meinte. Warum er aber nichts anders an ihm lobt, als daß er sich mit diesem Blatte viel Mühe gäbe, begreifen wir nicht, denn man kann ein sehr mühsamer Autor seyn, und doch nichts machen, was sich der Mühe lohnte. Wir wissen zwar, daß diese Annalen manche schätzbare Aufsätze enthalten; aber dessen ungeachtet kennen wir die besonderen Verdienste des Herrn Sartori noch nicht, jedoch versprechen wir, durch den Rezensenten aufmerksam gemacht, dem ersteren von jetzt an unsere ganze Aufmerksamkeit zu schenken, und von Zeit zu Zeit von seinen mühsamen Arbeiten Nachricht zu geben.

Der Vorwurf, den der Rezensent dem Herra Glas macht, daß er zuviel Kinderschriften schreibe, hat einigen Schein von Wahrheit; wenn man aber bedenkt, daß dieser einzige Schriftsteller nicht die Gabe hat, sich kurz zu fassen, daß ferner Kinder gern in vielen Büchern lesen, und Herr Glas vielleicht mit Ueberlegung etwas viel und gedehnt geschrieben hat, damit die Jugend sich mehr im Lesen als im Denken üben, und sich zugleich in den häuslichen Tugenden der Geduld und Standhaftigkeit frühzeitig befestigen kann: so finden wir diese Beschuldigung sehr schwach und unstatthaft, um so mehr da diese Schriften eigentlich nur von Kindern goutirt und beurtheilt werden können; und Herr Glas vielleicht der einzige Erwachsene bleiben wird, der sie gelesen hat.

Von den vaterländischen Blättern wird gesagt, „sie wären ein populäres Volksblatt, das sich die Achtung jedes Patrioten erwirbt; nur dürfte ihnen mehr Abwechslung, und hier und da ein Aufsatz belletristischen Inhalts für den Ganneu mancher Leser zu wünschen seyn.“ Man kann dem Verfasser nicht abstreiten, daß er im Loben wie im Tadeln gleich ungeschickt ist. Es heißt wenig, wenn man jener Zeitschrift nachrühmt, daß sie sich der Achtung der sogenannten Patrioten zu erfreuen hät-

te. Was gut ist, hat Anspruch auf den Beyfall aller Verständigen, sie mögen in Oesterreich oder anderswo geboren seyn. Die vaterländischen Blätter haben das Verdienst, daß sie die Vorzüge und Merkwürdigkeiten der Oesterreichischen Provinzen zur Notiz des Publikums bringen, und indem sie den Oesterreicher mit seinem Vaterlande näher bekannt machen, seinem Patriotismus einen festen Grund zu geben bemüht sind. Bisher wurde über die Statistik des Oesterreichischen Kaiserstaates sehr oft ein nachtheiliges Stillschweigen beobachtet. Daß die vaterländischen Blätter diesen wichtigen Gegenstand zur Sprache bringen, verdiente auf eine würdigere Art, als sie der Verfasser der Uebersicht in seiner Gewalt hat, anerkannt zu werden. Die Bemerkung, daß dem Journal hier und da ein Aufsatz belletristischen Inhalts für den Gaumen mancher Leser zu wünschen seyn dürfte, ist abgeschmackt. Die vaterländischen Blätter verlangen nicht den Gaumen mancher Leser zu kitzeln, sondern haben den lobenswürdigen Zweck, nach der eigenen Erklärung des Herausgebers, Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde zu befördern.

Der Oesterreichische Plutarch wird ein Nationallwerk genannt, das der Oesterreicher, der Böhme, der Ungar, der Mährer,

mit gleich großem Interesse liest. Nach dieser unbehülftlichen Manier sich auszudrücken, sollte man beynabe glauben, daß in dem Oesterreichischen Plutarch Aufsätze in Ungarischer und Böhmischer Sprache enthalten wären.

Der Rezensent fährt in seiner Uebersicht der Oesterreichischen Literatur also fort:

„Die Briefe des jungen Eipeldauers und der Tullbinger Kösel gehen noch Arm in Arm durch viele Hände des Publikums, und die Zeitung für Theater, Musik und Poesie, so wie die Zeitung für die gebildete Welt sind wohl für Alles, nur nicht für gebildete Menschen geschrieben.“

Man muß gestehen, daß dieses Urtheil ganz der angeführten Plätter würdig ist, und in einem derselben an seinem rechten Place wäre. Freylich gehen die platten Späße des Eipeldauers durch viele Hände, aber ein Kreuzer hat dasselbe Verdienst. Der Einsall, daß die Zeitung für die sogenannte gebildete Welt für alles eher geschrieben sey, als für Gebildete, ist armseelig, und obendrein falsch, denn gerade den Ungebildeten ist sie am wenigsten anzurathen, weil diese dadurch noch alberner würden.

„Die Lebensakorde des Frenherrn von Putzli,“ fährt der Rezensent fort, „waren

„bey ihrer Geburt schon dem Tode nahe, und
gingen bald den Weg des Fleisches.“

Wir geben dieß als ein Probbchen wie lose und schalkhaft unser Kritiker seyn kann, und wie sehr er sich vor dem Schaalen in Acht nimmt, ohne dabey im Grunde etwas sagen zu wollen.

Noch führen wir, statt aller übrigen, folgende Urtheile an.

„Unter den Taschenbüchern, die für das
Jahr 1809 gedruckt wurden, zeichnet sich das
Wiener Taschenbuch bey Degen durch
Geschmack, Eleganz und Schönheit,“ (nicht
des Inhalts, sondern) „der Auflage, wie
der Kupfer vortheilhaft aus. Es enthält eine
mahlerische Reise durch Griechenland.“

Auf dieselbe Art könnte man die Bücher
am leichtesten nach dem Druck und nach dem
Einband beurtheilen, und den Inhalt ganz
mit Stillschweigen übergehen.

Von dem Wiener Hoftheater Taschenbuch bemerkt der Rezensent bloß: „der
rühmlich bekannte Dichter von Collin habe
sich darin in einigen Aufsätzen ausgesprochen.“

Wie gut oder nicht gut der Herr von
Collin sich ausgesprochen habe, davon sagt
dieser gründliche Gelehrte wie gewöhnlich nichts.

Sum Beschluß theilen wir folgende Probe von der kunstverständigen Composition, und der Fertigkeit des Rezensenten im Schlüßemachen mit.

„Die Thaten und Charakterzüge der Oesterreichischen Feldherrn sind eine schlechte im veralteten Styl ohne Geschmack gemachte Compilation; aber in Rudtorfers Operation des Blasensteins zeigt sich chirurgische Technik von ihrer vorzüglichsten Seite.“

Dieser schöne Uebergang erinnert an das Sprichwort: gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier ist, also müssen wir auch in der Gerechtigkeit wandeln.

Behüte der Himmel die Literatur jeder Nation vor einer solchen Uebersicht, und schenke dem Sonntagsblatt verständigere Beurtheiler!

Briefe von Herrn Fernow.

(Beschluß.)

R o m.

Es thut mir leid, daß ich hier keinen Einzigen habe, dem ich meine Untersuchungen zur Prüfung vorlegen kann, und daß ich alles nur mit meinen Augen ansehen kann, die natürlicher Weise oft stumpf für meine

Fehler werden. Ueberhaupt sind Italiens allmächtige Zauberkräfte doch nicht allmächtig genug mein ganzes Bewußtseyn so auszufüllen, daß ich nicht oft mit Sehnsucht über die Alpen zu meinen Freunden, die überall dort umhergesätet sind, hinüberfliegen sollte. Der Mensch ist dem Menschen doch immer am nächsten, nach diesem die Natur, und dann erst kommt die Kunst. Beide letzteren lassen hier nichts zu wünschen übrig. Roms Gegenden sind herrlich und groß, wie sie einer Weltbeherrscherin gebühren. Gegen Norden und Osten und Süden begränzen Berge die weite und große Ebene, in der Rom liegt, und gegen Westen begränzt sie das Meer. Gegen Norden liegt der waldige Cymenus, der in alten Zeiten, wegen seiner Raubheit, die Römer von ihrem Einfalle in Etrurien lange abhielt; und der durch Horaz verewigte Sorakte. Gegen Süden liegen die Pomptinischen Sümpfe und weiter östlich die schöne Gruppe der Gebirge von Latium und Albani, nach denen ich schon im spätem Herbst eine Excursion gemacht habe, die mich soentzückt hat, daß ich kaum den Frühling erwarten kann, um wieder auf einige Tage hinans zu eilen. Gegen Osten liegen die Sabingergebirge, deren Gipfel, jetzt, mit Schnee bedeckt, ein Miniaturbild der er-

habenen Schweizergebirge sind. — Die Menschen in und um Rom sind desto elender und erbärmlicher. Verworfen und niedrig vom Bettler, der sein Ungezieser auf den Stufen der Palläste abschüttelt bis zu dem Principe der drinnen wohnt. Wo sonst auf dem forum romanum das römische Volk über das Schicksal der Welt entschied, da treibt jetzt der fra porcaro von dem Klostergute Schweine auf dem campo vaccino zum Verkaufe. — Man muß Rom von einem hohen Standpuncte betrachten, wo man sein elendes Detaille nicht erkennen kann, wenn man große Eindrücke haben will.

Ein gewisser E. der zu meiner Zeit auch in Jena gewesen ist, der liederlich war, nichts gelernt hatte, nichts that und hernach arm und abgerissen nach Frankfurt kam, ist jetzt hier in Rom; kommt herrlich equipirt aus Holland mit 2000 fl. jährlichen Gehalt, reist und lebt a Mylordo und will die Kunst studieren. Es wird aber heym bloßen Willen bleiben. Lustig ist es, daß dieser Mensch, Gott weiß durch welchen Zufall, Kants Kritik der praktischen Vernunft mit sich führte, die noch un a u s g e s c h n i t t e n war, und so hatte dieser E. das Verdienst einer Laterne, die ein Licht in sich trägt, das ihr selbst nicht leuchtet.

Ich werde hier bleiben, so lange ich kann, und auf Mittel denken, sobald als möglich mich von aller Unterstützung unabhängig zu machen und meinen Unterhalt selbst zu erwerben; unter acht bis zehn Jahren möchte ich Italien nicht gerne wieder verlassen. Wenn mein Glückstern günstig ist, so mache ich in Jahr und Tag eine Reise nach Sicilien mit Freund Carstens; denn dieß ist jetzt, nächst dem Wunsche lange in Rom zu bleiben, mein Lieblingstraum. Wann hört der Mensch auf zu wünschen? Aber ich bescheide mich auch wieder, wenn meine Wünsche zu Wasser werden.

Fortgesetzte Nachrichten

des Frag und Kundschafts - Amtes
für gebildete Stände.

Öeffentlicher Dank.

Herr Johann Stark, Hufschmidt in Heiligenstadt, hat mich von den heftigsten Zahnschmerzen bejreyet — auf eine Art, und

mit einer Uneigennützigkeit, die meine innigste Dankbarkeit erheischen, und mich auffordern, seine wohlthätige Hand öffentlich zu rühmen. Ueber eine Stunde zog mich dieser Menschenfreund unverdroßen in der ganzen Stube beym Zahn herum, so daß wir beyde von Schweiß triefen. Endlich gelang es ihm, und siehe da, es war ein gesunder Zahn. Nach einer kleinen Erholung, kaum daß er eine halbe Maas Wein trinken konnte, hat er mit eben dem Eifer und Unverdroßenheit den zweyten Zahn errißen, und binnen einer halben Stunde, nebey er mehreremahle ausruhete, und wieder ansetzen mußte, den schlechten Zahn zu meinem größten Vergnügen glücklich herausgebracht. Dieser eben so geschickte, als unermüdete Mann hat für diese Mühe und wahre Kosarbeit nicht mehr von mir verlangt, als zwey Sechserl. Ich finde mich verpflichtet, die edle Handlung dieses hülfreichen Mannes um so mehr öffentlich bekannt zu machen, da ich vor zwey Jahren dem Barbier Franz einen halben Gulden habe zahlen müssen, ob er gleich sich weiter keine Mühe mit mir gegeben, und den Zahn augenblicklich herausgezogen hat. X.

Heirathsantrag.

So auffallend und gewagt es auch ist, sich durch ein Wochenblatt verheirathen zu wollen, so kann ich doch verschiedene ausländische sowohl, als einheimische Vorgänger zu meiner Entschuldigung anführen, ja sogar, daß eine Dame erst kürzlich sich öffentlich hat ausgespielen lassen. Ob ich mich nun gleich für keine Ehestandsniete halte, so bin ich doch weit entfernt, die Wahl meiner Gattin dem bloßen Zufall zu überlassen, vielmehr wünsche ich aus meiner beschränkten Sphäre hervortreten, und eine Heerschau und Musterung über alle noch freye Europäerinnen anstellen zu können, um dann die erwählte Perle unter den Jungfrauen, oder die Krone der Wittwen, im Triumph in das Innere meines Hauses einzuführen. Darum ergreife ich einen vielleicht sonderbar scheinenden Weg, und sende diesen öffentlichen Antrag in die Welt, als einen Liebesbrief ohne Adresse, worin ich meine Forderungen und Wünsche bekannt mache, und zugleich als eine Art von Steckbrief, da ich mich selbst darinn nach dem Leben schildern werde.

Ich fange mit den Eigenschaften an, die meine künftige Frau nicht haben darf, und schließe zuerst alle Frauenzimmer von der Bewerbung um meine Hand aus, die im Punct der Gelehrsamkeit etwas mehr gethan haben, als nöthig ist, einen Wäschzettel zu unterschreiben, oder die sich auf eine andere Kunst gelegt haben, als auf die Kochkunst. Da ich mich selbst ein wenig mit der Literatur abgebe, so möchten zwey Autoren in derselben Haushaltung sich so gut vertragen, wie zwey Degen in einer Scheide. Darum wünschte ich aber doch, sie hätte einige Lectüre damit sie zur rechten Zeit ein Wort drein reden kann, und besäße Einsicht gerug, um mein höheres Einsehen anzuerkennen. Am liebsten wäre es mir, einen gesunden Hausverstand bey ihr zu finden, der sich nicht über seine Grenzen versteigt, und wenn sie einen leichten Witz zeigte ohne Stachel, und muntere Laune, ohne launisch zu seyn. Was die Gaben des Gemüths betrifft, so muß sie sanft seyn, denn Saufmuth ist die erste Tugend eines Weibes, und gutthätig aber nicht freygebig, denn letzteres könnte zu weit führen. Von dem Geist des Widerspruchs, der den Weibern eingepflanzt seyn soll, mag sie nur soviel haben, als zur

Würze des Lebens dienlich ist. Die Groß-
 muth und andere heroische Tugenden will ich
 hier großmüthig übergehen, weil man nur sel-
 ten Gelegenheit hat, sie auszuüben. Ungerat-
 sähe ich es, wenn sie etwas medisant wä-
 re, doch, da sie keine Gesellschaft sehen wird,
 außer wo ich dabey bin, so wird dieser Hang
 aus Mangel an Nahrung bald ersticken. Von
 der Liebe wünschte ich sehr, daß sie keine
 recht klare Idee hätte, denn dazu ist es nach
 der Heirath noch immer Zeit, und vielleicht
 liebt man sich am meisten, wenn man von der
 Liebe am wenigsten weiß. In diesem Fall wä-
 re ich auch vor der häßlichen Eifersucht sicher,
 die aus einem heftigen, leidenschaftlichen Ge-
 müth, oder aus übertriebener Selbstliebe zu
 entstehen pflegt. Da ich selbst dieser schwarz-
 galligen Krankheit unterworfen bin, so wäre
 es gut, wenn meine Zukünftige die natürliche
 Neigung zu gefallen nicht bis zur Kokette-
 rie triebe, und sich dazu keiner andern Mittel
 bediente, als die der gute Ton vorschreibt, und
 die sich ungesucht einer feinen Frau von selbst
 darbieten. Was das Aeußere anlangt, so ist
 es nicht unbillig, zu verlangen, daß eine Frau,
 die man täglich sehen muß, und für welche
 man jeder andern entsagen soll, so hübsch sey

als nur möglich. Doch ist weder der Reiz der Jugend, noch die Gewalt der Schönheit fesselnd genug, wenn eine Frau nicht mit diesen Vorzügen die größte Sorgfalt für ihre Person verbindet, oder wenn sie sich ihrem Mann je anders zeigt, als wie er sie als Liebhaber gesehen hat. Zum Schluß meiner Forderungen und Wünsche führe ich nur noch an, daß es einer mit allen diesen Gaben und Vorzügen ausgeschmückten Person nicht schaden würde, wenn sie ein hübsches Vermögen besäße, denn die Bedürfnisse eines Hausstandes sind so sehr gestiegen, daß der Mann nicht immer zu allem Rath schaffen kann.

Im Fall sich eine junge, muntere Wittwe mit mir in Tractaten einlassen wollte, so fielen natürlich einige prätendirte Artikel weg, dagegen würde ich es zur Bedingung machen, daß ihr voriger Gemahl, da sie ihn heirathete, nicht weniger als 50 Jahre alt gewesen seyn muß, und daß sie beehuert, wo möglich nie seiner gegen mich zu erwähnen.

Ich komme nun zu meinem eigenen Contersey, und bedauere nur, wenn es nicht sehr reizend ansfallen sollte. Ich bin nicht alt, aber auch nicht jung, nicht eben häßlich, war aber auch leider nie hübsch. Im Puncte des Verstandes bin ich gerade so gescheidt, um zu se-

hen, wo es mir fehlt, ohne darum viel weiter zu kommen. Was meine übrigen Eigenschaften betrifft, so habe ich schon einige davon angegeben: ich bin nämlich ziemlich mißtrauisch und eifersüchtig, woraus Einsichtsvolle leicht schließen werden, daß ich einige Erfahrung haben muß, denn man sucht Niemand hinter der Thüre, außer man habe selbst schon dahinter gesteckt. Zu diesen Untugenden kommt noch, daß ich heftig und aufbrausend bin, jedoch ohne darum grob oder brutal zu werden. Gegen Lob bin ich gleichgültig, aber sehr empfindlich gegen jeden Tadel. Ich habe nichts Bösertiges oder Uebelwollendes in mir, aber ich opfere mich sehr ungern auf. Meine Laune ist meistens lustig, bisweilen auch mürrisch, aber ohne Laune sieht man mich nie. Wenn ich recht ärgerlich bin, so werde ich wieder spaßhaft, und jede Kleinigkeit reicht hin, mich aufzubeitern. Ich weiß nicht, ob ich es zu meinen Tugenden oder Untugenden rechnen soll, daß ich für einen sehr warmen Verehrer des schönen Geschlechts gelte, und sogar Vergnügen daran fände, mich von einer Schönen despotisiren zu lassen, so entschieden ich sonst meine Unabhängigkeit gegen alle Männer zu behaupten weiß. Ja, ich bekenne sogar, daß ich einige

Anlage zu einem Siemandel habe, wenn eine Frau mich klug zu behandeln wüßte. Doch dieß nur sub rosa. Ich könnte noch Vieles von mir anführen, aber es fragt sich sehr, ob es mehr für, als wider mich sprechen würde. Nur das muß ich noch hinzusetzen, daß meine Vermögensumstände keineswegs brilliant, und meine Aussichten wenig günstig sind.

Sollte sich demungeachtet ein mit allen oben beschriebenen Vorzügen reichlich begabtes und gleich einem Tugendspiegel strahlendes Frauenzimmer entschließen können, mit mir eine Mesalliance schließen zu wollen, so beliebe man sich deshalb mit porto freyen Briefen an das Frag und Kundschaftsamt für gebildete Stände allhier zu wenden, worauf ich sogleich selbst antworten, und auf Verlangen mein Portrait oder auch nur meine Silhouette meiner zukünftigen Gebieterin beylegen werde.

Aufforderung

an den

Herausgeber des Freymüthigen.

Unterzeichneter fordert, als Mitherausgeber des Sonntagsblattes, und im Rahmen der übrigen Theilhaber dieser Wochenschrift, den Herausgeber des Freymüthigen, August Kuhn auf, den Einsender des in No. 17. dieses Blattes enthaltenen, durchaus unwahren und ehrenrührigen Aufsatzes über die Herausgeber des Sonntagsblattes öffentlich zu nennen, indem wir denselben als einen boshaften Verläumder und Injurianten vor Gericht zu belangen uns veranlaßt sehen; sollte jedoch gedachter August Kuhn diesem gerechten Begehren nicht in kurzem entsprechen, so erkläre ich hiermit, daß in diesem Fall der Schimpf eines Verläumders auf ihm selbst, als Herausgeber, haften bleibt, und wir uns alsobald von ihm Genugthuung zu verschaffen wissen werden.

Wien den 18. Februar 1809.

Ludwig Wieland.

Das Sonntagsblatt.

Nro. 113.

Sonntag den 26. Februar 1809.

Theater.

Der Brautkranz.

Trägödie in fünf Acten.

(Ein Schreiben an die Herausgeber.)

Sie haben in Nro. 109. Ihrer Wochenschrift den Brautkranz zu den erfreulichen Erscheinungen auf unsern Theatern gerechnet, dabey aber auf manche Einschränkung hingedeutet, wodurch das Gute jenes Trauerspieles vermindert wird *). Als ich diese Aeußerung las, wünschte ich Ihr ausführliches Urtheil über das

*) Es ist in der Stelle, welche Herr W. anführt, nicht blos vom Brautkranz, sondern von mehreren Theaterstücken die Rede; dieß thut hier aber nichts zur Sache.

Anm. d. H.

Q

Stück zu erfahren; denn, aufrichtig gestanden, der Brautkranz setzt mich in einige Verlegenheit, indem ich unschlüssig bin, ob ich mich mehr über den Autor oder über diejenigen wundern soll, welche in seiner Arbeit ein großes Meisterstück zu erkennen glauben. Während der Aufführung befand ich mich fortwährend in einer gespannten Längenweile: ich hoffte immer, es würde nach so vielen Reden, Phrasen, Empfindungen und Abhandlungen, sich endlich eine Handlung oder auch nur irgend ein Charakter entwickeln; aber der Verfasser hat die Dunkelheit, in welche sich die Staatsinquisition Venedigs zu verhüllen pflegte, und die in diesem Brautkranz dargestellt werden soll, unwillkürlich über seine ganze Composition verbreitet, so daß dem Zuschauer wirklich zu Muth wird, als ob er Blindekuh spiele. Was die Leute wollen, muß man nur errathen; so wie man auch nicht recht weiß, welche Bewandniß es mit den vier Sterbefällen hat, die sich am Ende zutragen. Bey jeder Scene möchte man fragen: wie ist das? Warum reden die Leute in so erhabenem Schwulst? Was ist geschehen? — Aber man findet nirgends Auskunft. Warum thut der Mahler Palma, dem der Weg zum Herzoge offen steht, vom

Anfange bis zum Ende gar nichts, um dessen Zorn abzuwenden, oder zu mildern, da er doch voraussehen kann, daß dieser in eine Verbindung seines Sohnes mit der Tochter des vertriebenen Naldi, dessen Feind er ist, nicht so leicht willigen werde? Warum überläßt Palma alles dem Zufall, wo es das Glück seines Wohlthäters und seiner geliebten Pflanztochter gilt? Warum weiß der Staatsinquisitor, der alles weiß, was in Venedig vorgeht, nicht, daß der Marquese Monti ein Verräther ist, während dieser sein falsches Spiel, so wenig versteckt, daß er sein Geheimniß einem furchtsamen Banditen anvertraut? Und wie konnte sich der hohe Rath von Venedig, von diesem Marquese so übertölpeln lassen, den Banditen Gondalo als Officier in seine Dienste zu nehmen? Warum ist der Charakter des Staatsinquisitors dem Palma ein Geheimniß, da ein Mann wie Altamonti doch leicht zu erkennen ist, und so wenig Hehl aus seiner Vorliebe für Naldi's Tochter macht, daß er sich sogar dem Marquese entdeckt, und diesen überreden will, er möchte „tun was er nicht darf“ — ? Warum bewirbt sich Palma nicht um seinen Schutz? Wer läßt eigentlich das Mädchen umbringen? der Herzog oder die Staats-

inquisition? Und warum weiß der Staatsinquisitor nichts davon?

„Der Staatsinquisitoren blut'ge That
 „Erkennet keine Richter über sich;
 „So lauten die Gesetze und das Beyspiel.“

Warum begibt der Staatsinquisitor sich dieses Rechtes in einem Augenblick, wo seine ganze Macht erfordert wird, um die verfolgte Unschuld zu retten? Warum schwast er so viel und so unnütz, und überläßt die Unglücklichen ihren Feinden, deren Einfluß, so wie, wer sie eigentlich sind, übrigens im ganzen Stück räthselhaft bleibt? — Auf diese und viele ähnliche Fragen weiß ich keine Antwort, und bin überzeugt, daß der Verfasser selbst keine befriedigende zu geben weiß. Man bemerkt in der Anlage, wie in der Ausführung des Planes eine Dhnmacht, die auf eine gewisse Confusion der Ideen schließen läßt; so wie in der Schilderung der Charaktere ein mühsames Aneinanderreihen von Gefinnungen, die nicht aus dem Leben genommen, sondern aus den Grillen eines Stubengelehrten hervorgegangen zu seyn scheinen, und von der Menschenkenntniß, wie von dem poetischen Geiste des Verfassers kein sehr günstiges Zeugniß ablegen. — Aber die Sprache höre ich loben! Auch darinn kann ich

nicht einstimmen. Der Verfasser hat sich einen schwerfälligen, schwülstigen Styl angewöhnt, der mit einer wahrhaft dichterische Sprache durchaus unverträglich ist. Erlauben Sie, daß ich einige Stellen als Beleg dieses Urtheils anführe. Rosaura sagt in einem Selbstgespräch, nachdem sie einen Brief von unbekannter Hand erhalten und gelesen hat:

„Himmel greift diese Hand aus den Wolken,

„Wo das Verhängniß, das blinde, thront?

„Waltet sie (die Hand) freundlich

„Oder feindlich

„Ueber den Kreis der Liebenden?

„Will sie mir den Brautkranz zerreißen

„Oh seine Myrthe mein Haupt geschmückt?

„Und in den blühenden

„Paradiesen

„Schaufeln (!!) das Grab der Liebenden?

Nachher nennt Rosaura den Palma, den Marquese und ihren Geliebten: die Brausenden. Der Ausdruck ist nicht nur drollig, sondern auch falsch, da man nichts Brausendes an diesen Leuten, den Fernando ausgenommen, bemerkt. Des Weibes „weitgedehnte Brust“ ist unedel und gemein, die Bilder schweben auch nicht an der Wand, wie der Verfasser zu glauben scheint. — Ein andermahl sagt Rosaura:

„Daß er doch, den sich mein Herz erwählt,
„Der Erb' eines Gondel' ahrrers wäre!“

Palma antwortet:

„Ich hätte ihm die väterliche Sperr e
„An dieses höh're Eigenthum gelegt.

Im zweyten Act Scene 3 sagt der Pilger
(Graf Naldi) zu seiner Tochter:

„Umfange mich, und neige deinen Mund,
„Den lieblichen, zu mir, daß auf der Lippen
„Korallenbrücke sich die heiligsten
„Zwey Grüße aus der Herzenswelt begegnen!“

In dem Munde eines alten, in Gram und
Sorgen abgelebten Pilgers ist die Korallenbrü-
cke lächerlich, wenn das Bild überhaupt et-
was sagen will.

Palma küßt den Pilger und dieser sagt:

„Sieh! deine Zähre fiel mir auf das Aug!
„Auf meiner grauen Wimper will ich sie
„Hinüber tragen in das fremde Land.“

Das muß eine starke Thräne seyn, die
man von Venedig bis nach Deutschland —
„auf des Eisens mütterlichen Boden,“ wie der
Verfasser es nennt, — hinüber tragen kann.

Im zweyten Act in der Scene, wo der
Sohn zum Vater spricht, erinnert Fernando
den Herzog an seine verstorbene Gattinn, Fer-
nando's Mutter. Der Herzog will sich nicht
erweichen lassen und antwortet:

„Ha sehet da! die zarte Seele strebt
 „Ins lustige Gebild der Schattenwelt
 „Sich einzupuppen! o es ist possier-
 lich 2c.“

„Was willst du denn Fernando,
 „Mit diesen Spielerey'n der Schwärmerey!“
 „Zu lange sollst du diesen Augenblick
 „Nicht dehnen! 2c. 2c.!

Im dritten Act, Scene 5, spricht Rosaura
 ra mit dem Herzog.

R o s a u r a.

„Ein rein Gemüth muß Ruhe fest bewahren
 „Kein Hauch vermag zu trüben den Kristall,
 „Den Unschuld trägt in zart verschloßener
 Brust.“

H e r z o g.

„So dünkt es mich: die zarte Schaam der
 Jungfrau

„Sie habe sich verglast in feilem Busen.“

Solche Karitäten, wie der Kristall in
 zart verschloßener Brust und die verglaste
 Schaam sind der Poesie wie der Natur gleich
 fremd, und geben auf keinen Fall ein ange-
 messenes Bild. Der Verfasser aber gefällt sich
 öfter in solchen wunderlichen Gleichnissen; be-
 sonders spielt er gern mit dem metallnen Lb-
 wen vor dem Palazzo. Graf Maldi ruft ein-
 mahl in einem Augenblick, wo — wie es hier

heißt — „der Schmerz seine Sinne zerwirft:“

„Am Thore des Palazzo will ich steh'n
 „Und weinen über jenes ehr'ne Thier,
 „Bis sein Metall in meinen Thränen schmilzt!“

Man sieht, der Verfasser hat ganz eigne Thränen; einmahl können sie weite Reisen machen, und einandermahl schmelzen sie Metall. Doch die Sinne sind hier zerworfen und dieß entschuldigt viel. Aber Naldi weint noch fort

„Bis die Versteinung (sagt er) mich endlich
 dann,

„Erstarrend, anfaßt, und das Schmerzenbild
 „Aus jener Bürgerbrust, um welche je
 „Die sanfte Rose schwoll von Kindeslippen,
 „Der Rache düstern Funken schlägt.“

Welche Bürgerbrust hier gemeint ist, weiß ich nicht, und gänzlich unerklärbar scheint es mir, wie von Kindeslippen eine Rose um die Brust schwellen kann. — Ich will noch einige Ausdrücke, ohne weitere Anmerkung, anführen. Rosaura sagt im vierten Act.

„Bräutigam!

„Fernando! bist es du mit Leib und
 Seele?“

„Fernando deine Arme fassen mich mit Kraft
 „In ihren Liebesring!

„Unsere freudige zerschmolzene Brust!“

Indem Rosaura den Großinquisitor bey
 der Hand faßt, sagt sie:

„Mein, diese Hand ist keine Löwentralle!

„Ein würdig menschliches Gebild ist sie!

„Es wogt ein warmes Blut durch dieses
 Fleisch.“

„Mein Loos ist Todt, mein Brautkranz wird,
 eh noch

„Ein Blütenstaub aus seinem Kelche fällt,

„Zum Leichenschmuck.“

Diese botanische Kenntniß steht der Dame
 Rosaura nicht gut zu Gesichte; sie kann ihre eigene
 Rede kaum verstehen, oder sie müßte roth werden.

Doch genug von einzelnen Ausdrücken. Ueber das
 Ganze habe ich Ihnen oben meine Meinung mitge-
 theilt; sollte es nöthig seyn, sie, in einer aus-
 führlichen Critik, zu motiviren, so würde das
 Trauerspiel hinlänglichen Anlaß dazu geben.

Mit Achtung zc.

M.

E L E O N O R E

eine Oper, mit Musik von Pär.

„Sonate, que me veux-tu?“ rief einst voll Ungeduld der berühmte Fortenelle, bey Anhörung einer langweiligen, nichtsagenden Klavier-Sonate. — Opera que nous as-tu voulu? fragen wir im Nahmen aller, die der Aufführung der Oper *Eleonore* bis zum Finale bengewohnt haben, und überheben uns dadurch einer detaillirten Kritik über den Werth einer Musik, deren Verfasser einen ausgebreiteten Ruf in der musikalischen Welt besitzt. Nur die Anhänger der italienischen Opern-Musik, welche sich seit *Scarlatti*, dem Schöpfer der neueren italienischen Tonkunst, in einem ewigen Kreise drehet, möchten uns nicht bestimmen. Sie werden in dieser Oper, so wenig auch der Komponist dem Dichter und den Situationen analoge Empfindungen äußert, schon deshalb Befriedigung gefunden haben, weil der Sopran und besonders der Tenor in einigen glänzenden Singpartien eine Menge Schändkel und Koloraturen anzubringen Gelegenheit hatten, die, nach herkömmlicher Weise, mit lautem Bravo und Hände-

klatschen belohnt wurden. Aber ein durch Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven, Cherubini verwöhntes Ohr kann solchem Gemüth- und Charakterlosen Klingklang keinen Geschmack abgewinnen. Par hat einige Opern geschrieben, die Verdienst haben; doch scheint es, als habe er seinen Ideenvorrath in der Camilla erschöpft, denn seit der Composition dieser Oper hören wir nur Reminiszzenzen aus seinen eigenen und fremden Werken.

Die Oper Elenora wurde vor einigen Jahren, wie den Lesern erinnerlich seyn wird, unter dem Nahmen Fidelio, mit Mus. v. Beethoven, in einer für die Bühne ungünstigen Zeitperiode auf dem Theater an der Wien gegeben. Warum ist diese Oper nicht auf das Hoftheater gebracht worden? Warum haben wir überhaupt auf demselben noch keine Oper von Beethoven gehört?

Demoiselle Auenheim, welche als Marzelline debütierte, verdient Nachsicht und Aufmunterung. Wir finden jedoch zu erinnern, daß eine Anfängerinn ihren Gesang nie mit Verzierungen überladen sollte, besonders wenn sie noch nicht sicher ist, daß sie ihr auch gelingen werden.

Proben aus der
Beschreibung von Spanien
v o n

Alexander de Laborde.

Die Beschreibung von Spanien von de Laborde, *) auf welche wir den Leser aufmerksam zu machen wünschen, gehört zu den vorzüglichsten statistischen Schriften, die in neuerer Zeit erschienen sind. Die Zeitumstände geben ihr ein noch höheres Interesse, als sie schon an sich, durch die merkwürdigen Nachrichten, die sie enthält, und durch den ruhigen, unpartey'ischen **) Geist, die darin athmet, erwecken würde. Da dieses Werk noch

*) Der vollständige Titel heißt: *Itinéraire descriptif de l'Espagne, et Tableau élémentaire des différentes branches de l'administration et de l'industrie de ce royaume.* par Alexandre de Laborde. Tomes V. à Paris 1808.

**) Wenn der Verfasser parteyisch ist, so ist er es vielmehr für die Spanier, die er vielleicht zu sehr mit den Augen der Phantasie in verschönerter Gestalt gesehen hat.

Anm. d. Herausg.

wenig unter uns bekannt seyn kann, indem es so eben erst erschienen ist: so dürfen wir auf den Beyfall des Publikums rechnen, wenn wir hier einige Auszüge aus demselben mittheilen. Wir wählen die lehrreiche Einleitung, aus welcher wir Einiges herausheben.

Der Verfasser, der seine Reisebeschreibung kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges abgefaßt, stellt in dieser Einleitung folgende auffallende Sätze auf, die er mit Scharffinn, Sachkenntniß und Freymüthigkeit durchführt.

„Es wird ohne Zweifel sonderbar scheinen, sagt er, wenn ich mit den Behauptungen beginne: daß Spanien nie blühender, besser cultivirt, und mehr bevölkert war, als es gegenwärtig ist;

daß das Land nie im Verfall gekommen sey, weil es nie einen hohen Grad von Wohlstand erreicht hatte;

daß die so sehr gerühmten Regierungen unter Ferdinand V., Carl V. und Philipp II. nur durch militärischen Ruhm und durch auswärtige Politik glänzten, ohne das Land in der wirklichen Verbesserung um einen Schritt weiter gebracht zu haben;

daß das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, welche beyde man für die Zeit hält, wo Spanien sich im höchsten Glanze befand,

weniger glücklich für das Volk waren, als das achtzehnte, welches einen Theil seines angebliebenen Verfalls ausmacht;

daß die Entdeckung von Amerika niemahls weder für die Bevölkerung noch für die Industrie von Spanien nachtheilig war, und daß der Besitz von Amerika gegenwärtig beyde im hohen Grade befördert;

daß die Inquisition, so grausam und blutig sie im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war, in dieser Zeit weder der Zunahme der Bevölkerung, noch den Fortschritten der Wissenschaften geschadet habe, daß vielmehr ihr Einfluß erst seit 60 Jahren, wo er für nichts zu achten schien, den Verbesserungen aller Art nachtheilig wurde;

daß endlich Spanien, weise regiert, bey seinem gegenwärtigen Zustand in beyden Welten, fähig wäre, in sehr kurzer Zeit zu einem hohen Grade von Reichthum und Glanz gebracht zu werden, und mit den großen Europäischen Mächten zu wetteifern."

Um den ersten Satz zu beweisen, gibt der Verfasser eine Uebersicht der Geschichte von Spanien, die er in vier Hauptepochen eintheilt. Die erste, unter den Carthagern und Römern, geht bis zur Eroberung der nordischen

Völker; die zweyte, unter der Regierung der Gothen und Araber, bis auf Carl den V.; die dritte unter den Prinzen aus dem österreichischen Hause; die vierte unter denen aus dem Hause Bourbon.

In der ersten Epoche gehören die Spanier zu dem großen Staatensystem, welches die Welt beherrschte. Da sie vielmehr Allirte als Untertanen der Römer waren, und sich mit ihnen, nicht durch sie, bildeten: so glichen sie ihnen auch in allen nützlichen Kenntnissen, und waren zugleich die Stütze und der Reichtum des römischen Reiches. In der zweyten Periode fingen sie zuerst an, einen unabhängigen Staat zu bilden, der durch eine neue Gesetzgebung und durch Souveraine aus ihrer Nation regiert wurde; aber sie wurden bald durch die Eroberungen der Mauren auf ein kleines Stück Land beschränkt, und später genöthiget, die Monarchie von neuen zusammenzusetzen. Nur langsam konnten sie dabey ihre Geseze, ihren Handel und den Ackerbau vervollkommen. In mehrere Königreiche zerstückelt, ohne, wie die andern Staaten Europa's, ein Bundeshaupt anzuerkennen, seufzten sie lange unter einer unvollkommenen Verfassung, bis endlich Ferdinand der V., einer ihrer vor-

zöglichsten Könige, die Krone aller Provinzen auf seinem Haupte vereinigt. Ferdinand, der keine inäeren Feinde mehr zu bekämpfen hatte, und keine auswärtigen Eroberungen zu machen verlangte, beschäftigte sich einzig mit dem Glück seiner Unterthanen.

Diese Periode, welche die Geschichtschreiber für das Zeitalter des Glanzes und der Glückseligkeit der spanischen Monarchie ansehen, bezeichnet jedoch nur einen falschen Schimmer von Wohlstand, der eben so schnell erlosch, als er entstand. Spanien war kaum den verwüstenden Kriegen unter Heinrich dem vierten, dem Vorgänger Ferdinands entgangen, als es wieder in neue noch verwüstendere Kriege unter Carl dem fünften, seinem Nachfolger, versiel, wodurch alle Hoffnung einer inneren Verbesserung vernichtet wurde.

In dieser dritten Epoche wagte Spanien auf eine Universalmonarchie Anspruch zu machen, deren vorübergehenden Ruhm seine Bewohner jedoch theuer bezahlten. Ihrem Heere entrißen, um ohne Ursache fremde Völker zu bekämpfen, oder ohne Vortheil rebellische Unterthanen zu unterwerfen, und mit der auswärtigen Politik beschäftigt, die ihnen bisher fremde gewesen war, sahen die Spanier, fern von

Vaterlande, die Früchte ihres Bodens, die Schätze ihrer Colonien und die Auswahl ihres Volkes verlohren gehen. Die schwachen Nachfolger Carls des Ersten und Philipps des Zwenten, die das System dieser Fürsten, beehielten, ohne ihre Talente zu besitzen, vergrößerten noch das allgemeine Unglück; und Spanien, in Muthlosigkeit und Noth versunken, wünschte jest seine Staaten vermindert zu sehen, aus eben so guten Gründen, als andere Länder die ihrigen zu vergrößern trachten.

Die vierte Epoche beginnt mit dem achtzehnten Jahrhundert, wo der Enkel Ludwigs des Vierzehnten in Spanien zur Regierung kam. Zu dieser Zeit erlitten alle Provinzen eine allgemeine Erschütterung, die in der Folge jeder einzelnen zum Vortheil gereichte. Es ist mit den politischen Körpern, wie mit dem menschlichen Körper: wenn dieser in eine Art von Erstarrung und Erschlaffung verfällt, so richtet ihn eine aus ihm selbst hervorgehende Erschütterung wieder auf, und lehrt ihn das Geheimniß seiner Kräfte, indem es ihn nöthigt, Gebrauch davon zu machen. Ist diese Bewegung nicht zu heftig, oder dauert sie nicht zu lange: so folgt ihr die Entwicklung aller Organe, und ein Erwachen aller Fähigkeiten, das

der Beredlung jeder Art im hohen Grade günstig ist. So wirkte die Begebenheit, welche die Veränderung der Dynastie in Spanien hervorbrachte. Arbeitsam unter den Römern, kriegerisch unter den Gothen, ruhmstüchtig unter den österreichischen Prinzen, befanden sie sich unter Philipp dem fünften in dem glücklichen Gleichgewicht, und wenn ich so sagen darf, in dem Alter der Weisheit, welches sie lehrte, die Erfahrungen der Vergangenheit anzuwenden, um das Erbtheil ihrer Väter zu vollkommenen. Damahls war es, als sie, durch den Verlust entfernter Provinzen, bereichert, ihre Industrie in den Gränzen des Königreiches concentrirten, und eine Ruhe und Zufriedenheit genossen, die sie in den glänzendsten Zeiten ihrer Geschichte nicht gekannt hatten. Die Manufacturen von Flandern und Mayland wurden nach Catalonien, Arragonien und in das Königreich Valenzia verpflanzt; an den Küsten entstanden Häfen und Arsenalle; die Bevölkerung nahm schnell zu; der Ackerbau, von einem Theil seiner Fesseln befreuet, zog die Aufmerksamkeit aufgeklärter Männer auf sich, und alle Kräfte, die vorher gegen die Gränzen des Reiches gerichtet wur-

den, zogen sich zugleich in den Mittelpunkt zurück.“

In der näheren Beleuchtung der verschiedenen Perioden zeigt der Verfasser, daß Spanien zur Zeit der Römer, nachdem es ihrem Reiche einverleibt worden, als Ersatz für die verlorne Freyheit, weise Gesetze und eine milde Regierung erhielt. „Konnte dieses Land,“ sagt er, „sich der Unterjochung durch die Herren der Welt nicht entziehen, so wurde es doch die mächtigste, reichste und glücklichste Provinz ihres Reiches. Columella liefert uns ein interessantes Gemählde von dem Ackerbau in Spanien unter den ersten Römischen Kaisern. Die Ueberlieferungen von der ehemahligen Bevölkerung sind wahrscheinlich übertrieben; aber die Ruinen in den meisten Städten bezeugen, daß sie beträchtlich war. Eine große Anzahl Römischer Familien vermehrte sie nach der Eroberung; mehrere Legionen setzten sich dort fest; fünf und zwanzig Colonien wurden in den fruchtbarsten Gegenden errichtet, und traten in Verbindung mit den Einwohnern. — Die Regierung war, im allgemeinen, in Spanien milder, als in den andern Römischen Provinzen. Sie bestand in der besondern Verwaltung der Städte, die einem aus ihrer Mitte

ernannten Magistrat anvertraut waren, und in der Aufsicht über verschiedene Provinzen durch Pretoren, Proconsulen, Legaten oder Vicarien, je nach den verschiedenen Epochen des Römischen Reiches. Die einen wie die andern wachten in ihren Departements über alle nützlichen öffentlichen Arbeiten, über Wasserleitungen, Bäder, Circus und über die Landstraßen, wovon noch gegenwärtig prächtige Ueberreste bestehen. Vorzüglich lag ihnen ob, die öffentlichen Abgaben zu erheben, welche mit denen, die noch jetzt bestehen, eine merkwürdige Aehnlichkeit haben. Mit dem Verfall von Rom sank auch Spanien herab, und mit der Völkerwanderung, die seinen Untergang vollendete, begann seine Wiedergeburt.

Die Sueven, Alanen, und Vandalen stritten sich um Spanien, und verbreiteten über dieses unglückliche Land alle Uebel, die der Krieg und der Hunger nach sich ziehen, bis sie endlich, von den Gothen besiegt, diesen einen verwüsteten Boden überließen. Die Gothen, weit entfernt die Wunden des Landes zu heilen, vergrößerten sie noch. Zwey Drittheile des Landes schufen sie in Viehweiden um. Treu den Sitten ihrer Väter, mehr Hirten als Ackerbauer, und mehr noch Krieger als Hir-

ten, sahen sich auf alles mit Gleichgültigkeit, was den Reichthum der Staaten und das Glück der Völker ausmacht. Ihre Fürsten, immerfort in bürgerliche oder Religionskriege verwickelt, begnügten sich damit, ihre Staaten zu beherrschen, und die Justiz bey ihren Unterthanen einzurichten, ohne durch irgend ein Gesetz die Industrie aufzumuntern oder durch eine Anstalt zu begünstigen. Dem Charakter dieser Völker, der unsteten, kriegerischen Lebensart, die sie einführten, und die durch die Creignisse unter ihren Nachfolgern unterhalten wurde, muß man den Ursprung des Geistes der Trägheit zuschreiben, welcher der Spanischen Nation anzugehören scheint, und sich in allen Jahrhunderten erhalten hat. Die Geschichte der Gothen liefert nichts, was für das Studium der mechanischen Künste und für die Staatsverwaltung (*économie politique*) wichtig wäre; aber sie ist in sofern interessant, als wir hier zuerst Spanien sehen, wie es vom fremden Joche befreyt ist, in seine natürlichen Gränzen eingeschlossen, von einheimischen Fürsten regiert wird, und einen unabhängigen Staat, eine feste Monarchie bildet, deren Gesetze, Sitten und Religion sich größtentheils durch vierzehn Jahrhunderte, trotz aller Er-

eignisse, die sie verändern sollten, erhalten haben.

Untersucht man den Zustand Spaniens unter den Römern und unter den Gothen, so bemerkt man, daß beyde Völker dort Denkmähler ihres Aufenthaltes, aber von sehr verschiedener Natur hinterlassen haben. Die öffentlichen Anstalten, als Wasserleitungen, Brücken u. s. w., so wie die Ueberlieferungen des Ackerbaues und der Industrie, kommen von den Römern; die Gesetze aber, die Gebräuche, die Verwaltung und die Verfassung, erinnern an die Einrichtungen der Gothen. Man findet z. B. heut zu Tage noch den Wisigotischen Coder gültig. Spanien hätte als eine große Monarchie, die nicht, wie die meisten andern Staaten Europa's, in kleine Lehnfürstenthümer zerstückelt war, unstreitig bald eben den Grad der Vollkommenheit erreicht, zu dem sich andere Länder erhoben; aber eine denkwürdige Begebenheit hinderte die Nation, diese glückliche Bestimmung zu erreichen.

Die Araber dehuten, nach Mahomed's Tode, ihre Eroberungen von den Gränzen Indiens, bis zu den Flüssen des Atlantischen Oceans aus. Spanien schien ihnen eine wichtige und leichte Eroberung, und in der That setzte

eine einzige Schlacht sie im Besitz dieses großen Reiches.

Die Ueberreste der Gothischen Armeen und einige ihrer treuen Häupter fanden in den Gebirgen die Zuflucht der alten Cantabrier und das Andenken ihrer Tugenden. Das übrige Spanien kam unter das Gesetz der Mauren. Erst nach acht Jahrhunderten wurden diese wieder so weit eingeschränkt, daß sie nicht mehr in Spanien besaßen, als die Römer unter Justinian. — Obgleich bey den unaufhörlichen Kriegen der Mauren mit den Christlichen Königen von Leon, Castilien und Arragonien, Spanien in dieser Periode keinen blühenden Wohlstand erlangen konnte, so verdankt das Land den Mauren doch manche Vortheile. Die Araber waren eben so geschickte Ackerbauer als Fabrikanten, und verbanden mit dieser Industrie das Studium den Wissenschaften, das die Gothen vernachlässigten. Schon unter Abderramen I., dem Zeitgenossen Carls des Großen, hatten sie eine große Anzahl Bibliotheken und öffentlicher Schulen; und mit Talenten und Kenntnissen verbanden sie kriegerische und ritterliche Tugenden. Sobald sie Spanien durch die Waffen erobert hatten, suchten sie die Abhänglichkeit des Volkes durch Wohlthaten zu ge-

winnen. Sie ließen den überwundenen Völkern ihre Gesetze, ihre Religion und ihre Sprache; sie forderten nicht mehr als die Abgaben, die sie schon ihren vorigen Herren bezahlt hatten, und bezeugten den Frauen eine Nachgiebigkeit und Achtung, die einen hohen Grad von Verfeinerung voraussetzten. Ihr edles, großmüthiges Verfahren hatte den Christlichen Fürsten ein solches Zutrauen eingefloßt, daß diese ihre Kinder in den Maurischen Schulen unterrichten ließen, und bey gefährlichen Wunden die Hülfe der Arabischen Aerzte suchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Sonntagsblatt.

Nro. 114.

Sonntag den 5. März 1809.

Proben aus der
Beschreibung von Spanien

o n

Alexander de Laborde.

(Fortsetzung.)

Die Spanier, die leicht alles annahmen, was dem Edelmuth der Gesinnung angehört, übertrafen bald ihre Nebenbuhler an hochherzigen Tugenden, aber sie verachteten es, sie in den Künsten, Wissenschaften und nützlichen Kenntnissen nachzuahmen. Ein falscher Stolz, von den Zeiten der Lehnherrschaft übrig geblieben, und das barbarische Vorurtheil, welches den Stand des Kriegers für den einzig edlen hielt, beschränkten ihre glücklichen Anlagen; sie hielten es für schimpflich, den überwundenen Feinden in ihren friedlichen Beschäftigungen nachzufolgen. An Mäßigkeit gewöhnt und stolz auf ihre

Ⓒ

Unabhängigkeit und ihren kriegerischen Ruhm, konnten sie den Luxus nicht so sehr schätzen, um ihm den ruhigen Genuß des Lebens und die Vorurtheile der Eigenliebe aufzufern. Der Spanier hatte jederzeit den Muth zu entbehren, nicht zu arbeiten, und noch weniger besaß er die nöthige Kraft, um die Schande zu überwinden, welche er mit der Arbeit verbunden glaubte. Diese alte und unverfügbare Eigenheit war Schuld, daß die Vertreibung der fremden Völker dem Lande so nachtheilig wurde; denn sie machte es unmöglich ihren Verlust zu ersetzen. Und so ist das Land nie in Verfall gekommen, wie man oft behauptet hat, aber es hat auch nie einen hohen Grad von Wohlstand erreicht. Der träge Stolz verhinderte, daß irgend ein Zweig der Industrie vervollkommenet wurde. Noch bis auf den heutigen Tag, wo die Fortschritte der Civilisation, die patriotischen Gesellschaften, die Aufmunterung der Souveraine, und die Einsichten aufgeklärter Männer sich vereinigt haben, um die Industrie zu ehren, besteht dennoch das entgegengesetzte Vorurtheil noch immer unter der zahlreichsten Classe der Gesellschaft. Die Provinzen, die ehemals in dieser Hinsicht hinter den anderen zurück geblieben waren, sind es auch noch jetzt. Man müßte neue und kräftigere Mit-

tel anwenden, um dieses dem Wohlstande Spaniens so furchtbare Hinderniß zu überwinden. — Es ist eine ganz eigene Verkehrtheit, daß man in Spanien glaubt, es sey weniger entehrend den Bedienten zu machen, als ein Gewerbe zu treiben. — „Beym Dienen, sagt man, schläft der Adel, aber im Handel erlöschet er.“

Wir bedauern, daß der enge Raum dieser Blätter uns nicht gestattet, die Ausführung der andern oben aufgestellten Behauptungen hier aufzunehmen. Vorzüglich hätten wir gewünscht, unsern Lesern mittheilen zu können, was Herr de Laborde von dem Nutzen sagt, den der Besitz von Amerika für Spanien gehabt hat, indem diese Stelle wichtige und größtentheils wenig bekannte statistische Nachrichten enthält. Wir können jedoch auf einen gedrängten, zweckmäßigen Auszug des ganzen merkwürdigen Werkes verweisen, welcher unverzüglich im Verlage der Camefina'schen Buchhandlung erscheinen, und wovon die Wienerzeitung nächstens eine Ankündigung enthalten wird.

Wir führen hier nur noch einige Sätze aus der Einleitung an.

„Der Spanische Adel lebt nicht auf seinen Gütern, sondern wohnt in den Städten, unbe-

kümmert um die Verbesserung seiner Länderen, und scheint von seinen Vorfältern nichts als ihren Muth und ihren Nahmen ererbt zu haben. Und doch hätte er in den Gliedern der hohen Geistlichkeit ein schönes Beyspiel finden können, dem er hätte folgen sollen; denn den letzteren verdankt man den größten Theil der Kirchen, die Hospitäler, Wege, Wasserleitungen, Brunnen und andere öffentliche Anstalten in ihren Kirchsprengeln. Es gereicht mir zum grossen Vergnügen, hier zu wiederhohlen, daß diese ehrwürdigen Männer zu jeder Zeit Muster der Philosophie und Wohlthätigkeit, so wie der christlichen Moral aufgestellt haben. — Die Güter der hohen Geistlichkeit sind auch besser, als alle andern in Spanien verwaltet. Dasselbe hätte im ganzen Umfange des Landes geschehen können, wenn die Edelleute, statt ihr Vermögen im Gefolge des Hofes zu verzehren, und in der Hauptstadt Schulden zu machen, auf ihren Domänen gewohnt, und sich, wie in England, in Provinzialgesellschaften vereinigt hätten, um Verbindungsstraßen zwischen ihren Schloßern zum bauen, Bewässerungscanäle anzulegen, zum Anbau künstlicher Wiesen, zu der Wechselwirthschaft, Veredlung der Viehracen und zu andern Dingen aufzumuntern, welche Capitals-

anlagen und eine persönliche Aufsicht über die Arbeiten erfordern. — Die Bevölkerung, welche in weniger als hundert Jahren sich verdoppelt hat, könnte, bey einer größern Thätigkeit, und bey belebter Industrie, in fünfzig Jahren 20 Millionen Menschen in Europa betragen, und 30 in den entfernten Besitzungen; die Einkünfte könnten in beyden Welten bis zu 500 Millionen gebracht werden. Spanien würde bald alle Vortheile genießen, welche einem gut regierten Volke die Schönheit des Klimas, die Fruchtbarkeit des Bodens, und eine von allen Seiten unangreifbare Lage gewähren können.

Unter dem Adel und der hohen Geistlichkeit habe ich Männer von ausgezeichnetem Verdienst angetroffen. Alle empfingen mich anfangs sehr kalt und mit einem rauhen Ton, indem sie sich nach dem Zweck meiner Reise, und nach meinem Stand und Nahmen erkundigten; doch schon nach einer Unterhaltung von einer halben Stunde, vertrauten sie mir alles, was ich zu wissen verlangte, und überhäufsten mich mit Aufmerksamkeit. Meine Neugierde selbst vermehrte ihr Wohlwollen. Nirgends so oft als in Spanien habe ich die peinliche Empfindung gehabt, welche die Reisenden und oft auch diejenigen beynruhiget, welche sie aufnehmen, wenn

man zu sich selbst sagen muß: Es ist unnütz, daß ich Theil an einem Menschen nehme, den ich in meinen Leben nicht wiedersehen werde.

Edle Spanier, Ihr habt mich mit Güte überhäuft, und konntet auf keine Erkenntlichkeit rechnen. Ihr habt es mir leicht gemacht, unglückliche Zeiten zu ertragen. Möget Ihr auch einen schützenden Zufluchtsort mitten in den Unruhen finden, die Euer Vaterland verheeren. Ach, vielleicht verzehrt jetzt die Flamme das Dach, unter welchem Ihr mich bewirtheht habt, vielleicht zerstört das Geschütz die Denkmähler Eurer Religion und Eurer Geschichte, auf welche ihr so stolz waret. Möchtet Ihr selbst wenigstens dem zerstörenden Unglück entgehen, und bald ein ruhiges Daseyn wieder finden. Ihr werdet dann einsehen, daß auch nach grossen Unglücksfällen es noch Reize des Lebens gibt, wenn man sich ein redliches Herz, die Achtung der Seinen, und die Liebe des Vaterlandes erhalten hat.

Die schöne Brabanterinn.

Nach dem Alt-Französischen.

Zur Ritterzeit war einst ein schönes Fräulein in Brabant, weit im Burgunderlande bekannt, unter dem Nahmen: Isabelle, die Blonde. Mancher stattliche Ritter hatte eine Lanze für sie gebrochen, und die Edeln Brabants kamen von allen Seiten, und warben um sie, als die Perle der Jungfrauen. Doch die Stolzje wollte von keinem der vielen Freyer wissen, von so adelichem Ansehen und Wesen manche auch waren. Umsonst prangten sie vor ihr in goldenen Rüstungen, mit glänzendem Gefolge, und gaben ihrer Schönheit zu Ehren die herrlichsten Feste. Mit kaltem, herrischen Wesen schreckte sie die Edeln zurück, und der sonst strenge Vater, so unwillig er darüber war, vermogte dem Schmeicheln der um Aufschub bittenden Jungfrau nicht zu widerstehen.

„O Isabelle, die Blonde!“ seufzten in zärtlichen Weisen die Minnesänger, „wozu strahlet dein Auge? Für wen blühet all dieser Liebreiz? Wird dein Busen von Schnee nie von Liebe erwarmen?“ —

Doch ungerecht waren diese Klagen. Isabelle, die Blonde, glühete in Geheim für Girard, den Schlanke, den schönsten der jungen, edeln Knappen. Ohne Gut und Geld, diente er einem mächtigen Baron, den Isabellens Ruf herbey gezogen hatte. Als sie ihn sah, schlug ihr zum erstenmal das Herz, er blickte sie an, und sie erröthete. Von Stund an war es um ihre Ruhe geschehen.

Girard, der arme Girard, konnte sein Auge nicht zu dem reichen Fräulein erheben, das die Ersten des Landes verschmähet, und die Liebe rächte sich nun an der stolzen Isabelle. Ihr ganzes Wesen wandelte sich um, nur für ihn war sie Auge und Ohr, Tagelang konnte sie nach einem Blick, von ihm geizen, und er, der Kalte, bemerkte es nur nicht. Ein heißes Fieber verzehrte ihr schönes Leben. Soll sie ihm bekennen, und antragen, was die Besten vergeben ersuchen? — Oder soll sie dahin wellen, und sterben, ohne gelebt zu haben?

Eine mitleidige Alte, ihre Amme, schlug sich dienstfertig ins Mittel, sie schlich eines Abends zu dem schönen Girard, und eröffnete ihm sein Glück. Dankbar und entzückt umarmte er das alte Mütterchen. Bey dem ersten Wiedersehen, überwältigte beyde die Wonne der

Liebe. Sie konnten ihre trunkenen Blicke nicht von einander abziehen, ihre Arme breiteten sich unwillkürlich aus, sie bebten und glüheten, die Alte zog ihr geliebtes Kind fort, damit sie nicht vor den Augen aller, ihr Geheimniß verriethe.

Die Liebenden verlangten ungestümm nach einer traulichen Stunde, wo sie ihre Augen an einander weiden, und das schwer beklommene Herz in Worte, Seufzer, und Betheuerungen ergießen könnten. Das Mütterchen mußte Rath schaffen. Isabellens Zimmer stießen auf den Garten. In finstern Nächten erstieg der muthige Girard, mit Hülfe einer Strickleiter, die Mauer, und flog in die Arme der Geliebten. Ganze Stunden verbrachten sie unter traulichem Geschwätz, und beredten Schwüren, bis die Alte ängstlich die Morgenröthe verkündete, die sie aus einander scheuchte. Die Liebe ist so unerschöpflich reich an kleinen Gaben, und süßen unschuldigen Freuden, daß jeder Tag neue Genüsse mit bringt, und den trunkenen Augen der Liebenden ein weites Gefilde der heitersten Zukunft eröffnet. Zum Glück verhielt die getreue Alte, die nie von ihnen wich, daß dieser selbige Zustand hoffender Sehnsucht sich nicht bald in Verriedigung verlor.

Nichts ist schwerer zu verbergen, als die Liebe, auch unbelauscht von andern, hat sie an sich selbst ihren Verräther. Immer lauter flüsterete man sich zu, die schöne Isabelle liebe den schlanken Girard. Alles war verlohren, wenn diese Nachricht bis zu den Ohren des Vaters drang.

Die Alte hinterbrachte bald diese schlimme Botschaft ihrer zu zärtlichen Gebieterinn. Isabelle entschloß sich endlich nach langem Rathschlagen zu dem harten, aber einzigen Mittel, — den Geliebten auf einige Zeit zu entfernen. Es kostete viel Mühe, den ungeduldig liebenden Girard dazu zu bewegen.

Ihre letzte Zusammenkunft war voll süßen Leides und schmerzlicher Freuden. Ehe sie schieden, steckte ihm Isabelle einen Ring an den Finger. „So lange Du diesen trägst,“ sagte sie unter Seufzern und Thränen, „wird Isabelle nie einen andern bräutlich umfassen.“

Es war verabredet, er solle sich in eine angrenzende Provinz auf ein Schloß begeben, mit dessen Eigenthümer er weitläufig verwandt war.

Isabellens Vater beobachtete sie einige Zeit mit strenger Aufmerksamkeit, und ernster Miene. Nach Girards Abwesenheit blickten alle, die auf des Fräuleins Hand Ansprüche machen konn-

zen, stolzer um sich, und bestürmten den alten Baron, sich aus ihrer Mitte einen Schwieger-
sohn zu wählen.

Isabelle versuchte durch kaltsinnige Behandlung ihre Freyer zu ermüden, und den mißvergnügten Vater durch scheinbare Ergebung einzuschläfern. Sie wollte nichts, als nur Zeit gewinnen.

Von den versammelten Baronen war Lionel, Herr von Chateluz, durch Geburt, Jugend, Annehmlichkeit der Gestalt, und Reichthum, am meisten zu Isabellens Hand berechtigt. Der Vater entschied sich endlich für ihn, erklärte der Tochter seine Wahl, und setzte den Tag der Vermählung fest.

Isabelle hörte zitternd, aber ohne Widerrede, die Väterliche Entscheidung, wie ihr Todesurtheil, an. Sie veränderte die Farbe, und vermogte kein Wort hervor zu bringen. Drey Tage schloß sie sich mit ihrer getreuen Amme ein, und sann, wie sie diesem bösen Geschick entgehen solle. Am vierten Tage ging sie zu ihrem Vater, und bat ihn, vor ihrer Vermählung, nach St. Eustach, zum wunderthätigen Gnadenbilde wallfahrten zu dürfen, wie sie es heilig gelobt habe. Dieser Andachtsort lag nicht weit von dem Schloß, wo ihr Geliebter sich auf-

hielt. Der Vater konnte einem so frommen Werke nicht entgegen seyn, und schickte sich an, Isabellen mit standesmäßigem Gefolge dahin zu senden. Allein sie verbat sich jede andere Begleitung, als die des alten Robert, ihres Leibknappen, der ihr ganz ergeben war.

Mit banger Erwartung trat Isabelle ihre Pilgerreise an. Je weiter sie kam, desto stärker schlug ihr das Herz vor Freude des Wiedersehens, und Furcht vor dem ungewissen Ausgang. Ihren Geliebten wollte sie unerkannt auf die Probe stellen, und wenn er sie bestanden, ihr Loos in seine Hand geben. Um den Himmel, den sie zum Deckmantel irdischen Verlangens mißbraucht hatte, wieder zu versöhnen, verrietete sie, ehe sie weltlichen Gedanken Raum gab, vor dem Gnadenbilde ihre fromme Andacht.

Das Fräulein bereitete sich jezt zur Ausführung ihres Plans. Die blendende Haut wurde mit einem künstlichen Braun überzogen, die blonden Augenbrauen gefärbt, und der volle Busen unter einem Wams versteckt. So stand endlich, mit Hülfe des guten Roberts, ein reizender Edelknabe da.

In dieser Verkleidung langte sie am Abend mit ihrem Gefährten in dem Schlosse, wo Si-

rard wohnte, an. Robert führte das Wort, und fragte, ob der Herr des Schlosses nicht einen jungen Edelmann, der seine Heimath verlassen, in Dienste nehmen wolle. Der Schloßvoigt erkundigte sich nach dem Vaterlande des jungen Conradin, so nannte sich Isabelle. Brabant, war die Antwort. Beyde wurden eingeladen im Schloße zu übernachten, und dann weitem Bescheid zu erwarten. Curt, der geschwäzige Schloßvoigt, führte sie in ein Gastzimmer, ließ einen Imbiß bringen, und erzählte beyläufig, es sey noch ein Edelmann aus Brabant im Schloße, den er zum Abendessen zu ihnen bringen werde.

Der Edelmann kam, und war kein Andern, als Girard. Die beyden Brabanter grüßten sich gegenseitig höflich, allein Girard erkannte seine Dame nicht. Das Mahl wurde nun aufgetragen, und Girard ließ sich's trefflich schmecken. Isabelle aß wenig, und wünschte ungedultig mit dem Freund allein zu seyn. Curt schlug dem fälschlichen Conradin vor, mit seinem Landsmann in einer Kammer zu übernachten, wo sie sich ungestört besprechen könnten. Isabelle konnte dieß nicht ausschlagen, auch paßte es trefflich zu ihrer Absicht.

Dem Fräulein kam es bedenklich vor, daß ihr Freund sich weder nach Mann noch Weib in Brabant erkundigt hatte. Girard führte sie jetzt in sein Gemach. Isabelle fragte, „ob er diesen oder jenen Baron in Brabant kenne, und besonders den, in dessen Gefolge er gewesen.“ Er antwortete, „ja,“ und sonst Nichts. — „Es soll in diesem Lande schöne Mädchen geben, fuhr sie fort, kennt Ihr etwa eire? — „Sehr wenige, sagte er gähmend, und ich frage nicht viel darnach, aber, ich bitte Euch, laßt mich schlafen, mir fallen die Augen zu. — „Wie mögt Ihr doch schlafen, versetzte sie, wenn von schönen Mädchen die Rede ist? Das ist ein Zeichen, daß Ihr nicht verliebt seyd.“ — Er gab hierauf keine Antwort, sondern drehte sich um, und schlief gleich ein.

Der armen Isabella ahndete nichts Gutes, und sie brachte die Nacht nicht so ruhig zu, wie ihr argloser Freund. Am andern Tag wurde sie dem Schlossherrn vorgestellt, und auch gleich in seine Dienste aufgenommen.

Sie setzte Girard jetzt aufs Neue durch Fragen zu, die dieser mit derselben Kürze beantwortete. Um sein Vertrauen zu gewinnen, entdeckte ihm am dritten Tage der angebliche Conradin, seines Bleibens werde hier

nicht lange seyn, denn die Liebe zu einer Brabantierinn lasse ihm hier keine Ruhe. Girard lachte darüber, und spottete einer solchen Treue. — „Ich habe geliebt so gut wie Ihr,“ sagte er zu Conradin, v, und so was macht sich leicht, denn wißt, die Liebe ist es, die mich aus Brabant vertrieben hat. Zur Stunde, da ich abreiße, war ich noch in besonderer Gunst bey einem fürnehmen und gar schönen Fräulein, und manchen Tag hat sie mir im Sinn gelegen, doch ohne, daß ich deshalb den Schlaf noch Appetit verloren hätte, wie Ihr. Wie ich nun mich vergeblich nach ihr sehnte, fiel mir der Spruch ein: ander Land macht frey die Hand. Da sah ich mich nach einem andern Liebchen um; ich fand bald eine, die mich gut aufnahm, und bey der ich so viele Schönheit fand und Freuden genoss, daß ich bald die Vorige vergaß, und jetzt eben so wenig mehr an sie denke, als an eine, die ich nie gesehen.“

Das stolze Fräulein glühete vor Schaam, nach so vielen Aufopferungen einen so schuldigen Undank zu erfahren. Von Stund an fühlte sie für den Ungetreuen Nichts als Verachtung. Der leichtsinnige Girard bemerkte nicht, was in seinem Kameraden vorging, und

rieth ihm, seinem Beyspiel zu folgen, er wolte ihn zu seiner Geliebten führen, die bey einer Freundin ihm das Wort reden würde.

Isabella war neugierig genug, ihre Nebenbuhlerin sehen zu wollen, und nahm den Vorschlag an.

Girard führte Conradin zu der Dame, die darauf schon vorbereitet war, und ließ beyde allein. Isabelle erblickte an dem Finger ihrer Feindinn das Pfand voriger Liebe: den Ring, den sie Girard bey dem Abschied gab. Im Scherz zog sie ihn der Dame ab, und eilte, ohne sich viel zu entschuldigen, davon.

Während Girard zu Nacht speißte, schlich Isabelle in sein einsames Gemach, und schrieb wenige Zeilen, worin sie ihm entdeckte, wer sein Kamerad Conradin sey, und was sie für ihn habe thun wollen. Sie suchte dann den treuen Robert auf, und gab ihm Befehl mit Tages Anbruch die Pferde bereit zu halten.

Als sie sich zur Ruhe begab, lag der Ungetreue schon im tiefen Schlummer. Mit dem Morgenroth erhob sie sich leise von ihrem Lager, steckte den Brief in den Ermel seines Wamses, und sprengte fort, ohne von jemand Abschied zu nehmen.

Girard wachte spät auf, vermiffte feinen Schlafgenossen, und wie ftante er, da er den Brief fand, und als er ihn laß.

Der Gedanke war ihm unerträglich, drey Nächte hindurch neben dem schönsten Weibe nur gefchlafen zu haben. Die alte Liebe zu Isabellen wachte wieder in ihm auf. Er beurlaubte fich von dem Baron, und zog nach Brabant zurück. Als er ankam, sah er glänzende Anftalten zu einem großen Feste, und vernahm, man feyere heute die Vermählung der schönen Isabella mit dem mächtigen Herrn von Chatellür. Ohne die Braut gefehen zu haben, trat er eben fo eilig, als er gekommen war, feine Rückreise an.

E r f l ä r u n g .

Man verfichert mir, daß ich für den Verfaffer eines Auffages in der allgemeinen Zeitung gehalten werde, der eine Ueberficht der Oesterreichischen Literatur zu Anfange des J. 1809 enthalten foll. Ich habe diesen Auffag weder gelesen, noch viel weniger gefchrieben, fo wie ich die Redaction der allgemeinen Zeitung weder kenne, noch mit ihr in irgend

einer Verbindung stehe. Wer da glaubt, gedachte Zeitung (deren Werth ich übrigens durch aus nicht verkenne) habe von mir je auch nur eine Sylbe als Beytrag erhalten, irrt sich sehr. Der, dem es einfallen sollte, oder schon eingefallen ist, mich für einen Mitarbeiter an gedachtem Blatte zu erklären, muß es sich auch gefallen lassen, wenn er vor mir öffentlich das Prädicat eines unbesonnenen Schwäzers oder eines verächtlichen Lügners erhält.

Wien, am 22ten Febr. 1809.

Jakob Glas.

Zusatz der Herausgeber:

Wir machen diese Erklärung des Herrn Glas mit Vergnügen bekannt, um so mehr, da alle Literaten und Schriftsteller gemeinsame Sache machen sollten, gegen diese nichtswürdige Art Unwahrheiten und Lasterungen durch fremde hier gelesene Blätter an dem zu verbreiten.

Das Sonntagsblatt.

Nro. 115.

Sonntag den 12. März 1809.

Wenn ein Mensch in einer großen Versammlung auftritt, und sich anschickt eine Rede zu halten, so ist jedermann berechtigt zu erwarten, daß der Redner seinen Zuhörern nicht ganz gemeine Gedanken, oder längst bekannte Wahrheiten vortragen werde. Ein gleiches gilt von dem Schriftsteller, und man kann mit Recht von ihm fordern, daß er keine Zeile drucken lasse, wenn er nichts zu sagen weiß, das einer vorzüglichen Aufmerksamkeit und Beherzigung werth wäre. Es scheint nicht, daß die meisten Schriftsteller sich diese billige Forderung allezeit vor Augen hielten; denn wie viele Pressen sind nicht täglich in Europa beschäftigt, um unbedeutende, schiefe, abgedroschene, hohle, verkehrte, böshafte, verächtliche, niedrige, unnütze, unangenehme und dergleichen Gedanken unter die Leute zu bringen? — Berechnet man, wie viele Sester,

Drucker, Papiermüller, Buchbinder und Buchhändler dabey ein Verdienst finden: so könnte man wohl gar die Arbeiten der schlechten oder unberufenen Schriftsteller, als eine der bürgerlichen Gesellschaft nützliche Beschäftigung, in Schutz nehmen. Allein ich denke, daß die Leute, deren Zeit und Kräfte man auf die Verbreitung werthloser Schriften verwendet, dadurch der Mitwirkung für würdigere Zwecke entzogen werden. Die Sezer und Drucker, welche einige Wochen an einem Werke der Herren Duns oder Platt arbeiteten, hätten in dieser Zeit vielleicht ein Stück Feld bebauen können, von dessen Früchte zehn Familien ein ganzes Jahr hätten leben können. Es sind aber nicht bloß die Kräfte der Sezer und Drucker dadurch unzweckmäßig verwendet worden, sondern es wird, nachdem der Druck vollendet ist, von den Lesern der schlechten Schriften nun noch viel Zeit an einer unnützen Letüre versplittert. Hieraus entstehen andere Nachteile, welche die geistige Bildung des Volkes selbst in ihren Fortschritten aufhalten; denn erstlich werden dadurch falsche Begriffe verbreitet, und dem Unverstande wird immer neue Nahrung gegeben; zweytens werden auch durch jedes schlechte Buch, die Würde, das Ansehen

und der Einfluß der guten Schriftsteller gefährdet. Ein Amt zu dem jeder Schwachkopf sich hinzu drängen darf, scheint keine ausgezeichneten Talente zu erfordern und wenig Achtung zu verdienen; und wo jedermann schreibt, da können die Stimmen der Besseren nicht vernommen werden. — Dieß ist gleichwohl der gegenwärtige Zustand der Schriftstellerey, vorzüglich in Deutschland. Wer in den Kreis der Scribenten tritt, wird von ihnen als ihres Gleichen angesehen, und da sie im Grunde wenig Achtung für sich selbst haben, auch ohne Achtung behandelt. Das Publikum, wenigstens an einigen Orten, durch den Mißbrauch der Presse gleichgültig gemacht, kümmert sich wenig um den Unterschied zwischen den besseren und schlechteren Schriftstellern, und betrachtet sie alle, mehr oder weniger, als die Gesellen eines Handwerkes, das keine besondere Achtung verdient.

Unter diesen Umständen werden viele rechtliche und verständige Leute zurückgehalten, um öffentlich ihre Meinung über einen so wichtigen Gegenstand zu sagen, als die Literatur für jede Nation seyn sollte. Es gehört Muth und Beharrlichkeit dazu, um sich durch die verdrüßlichen Händel nicht irre machen zu lassen, in welche man leicht verwickelt wird, wenn man

als Feind des Unverstandes und der Platttheit auftritt, und die Ansprüche des Publikums geltend zu machen bemüht ist. Es gehört die lebendige Ueberzeugung dazu, daß der verständigere Theil der Männer, welche sich den Wissenschaften gewidmet haben, nicht schweigen darf, wenn unverschämte und erbärmliche Skribler die Würde der Literatur entweihen, und statt nützliche Kenntnisse, Geschmack und Bildung zu verbreiten, der Albernheit, dem Unsinn und der Verkehrtheit stets neuen Vorschub leisten. — Diese Ueberzeugung hat auch die Herausgeber des Sonntagsblattes, schon bey dem Entstehen dieser Wochenschrift, geleitet, und sie sind ihr treu geblieben, wie immer die Rachsucht gezüchtigter Schulknaben oder kranker Poetaster sich gegen sie empört haben. Der Antheil, den das Publikum an unserem Unternehmen genommen hat, überzeugt uns hinlänglich, daß wir nicht umsonst für seine Rechte mit oft lächerlichen Ritzern gekämpft haben. Wir würden daher getrost und mit froher Zuversicht unsern ursprünglichen Zweck: die Gebrechen der Literatur und der Sitten durch Ernst und Spott zu rügen, auch in Zukunft verfolgen; aber wir besorgen, daß die höheren Interessen, wel-

che gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Leser auf sich ziehen, den Antheil vermindern könnten, den sie bisher an unseren bloß literarischen oder moralischen Versuchen, Critiken und Satiren genommen haben. Wir leben in einem wichtigen Momente der Zeitgeschichte, und die Menschen, die um Eigenthum, Gewohnheiten und Verfassung kämpfen, sind nicht aufgelegt, sich um die friedlichen Arbeiten der Literatoren zu bekümmern. Und so könnten wir uns leicht in dem Falle eines Menschen befinden, der von Schauspielen, Büchern und dergleichen vor einer Versammlung spricht, die nichts als politische Reden hören will.

Wir haben es nicht für überflüssig gehalten, auf dieses unser gegenwärtiges Verhältniß zu den Lesern hinzudeuten, und wünschen nur, daß auch die Schwierigkeiten beherzigt werden möchten, die wir, wie jeder Privatmann, überwinden müßten, wenn wir den Wunsch einiger Freunde, die Politik in unseren Gesichtskreis zu ziehen, auch erfüllen wollten. Der Einzelne, der in die Geheimnisse der Kabinette nicht eingeweiht ist, kann die Politik nur in so fern kennen, als sie eine auf Grundsätze des Verstandes beruhende, philosophische Wissenschaft ist. Die Resultate dieser Wissen-

schaft sind längst allen denkenden, unterrichteten Männern bekannt, und von großen Schriftstellern in das hellste Licht gesetzt worden. Sobald man aber aus diesem wissenschaftlichen Kreise hinaus in die Wirklichkeit tritt, und über vorhandene Verhältnisse zu urtheilen unternimmt, so wagt der Einzelne, daß er, bey dem Mangel an Sachkenntnisse, welche sein Urtheil bestimmen sollten, oft wie der Blinde von der Farbe spricht.

Wir wünschen, daß auch der anonyme Gönner unsers Blattes diese Betrachtungen in Ueberlegung nehmen möchte, welcher uns so eben ein seyn sollendes Gedicht: *Auf die Rückkehr Sr. M. des K. v. P.*, gefälligst übersendet hat. Ohne in die Absicht des Verfassers eingehen zu wollen, müssen wir ihm freymüthig eröffnen, daß seine Verse, in ästhetischer Rücksicht, ohne allen Werth sind. Er hat uns erlaubt, „nach Umständen,“ den untergesetzten, verzogenen Rahmen wegzulassen; wir erweitern diese Erlaubniß, indem wir, aus Schonung für ihn, und aus Achtung für unsere Leser, das ganze Gedicht weglassen.

H. Frank.

Ueber Lustigkeit und Ernst.

Mein Sohn Edmund, welcher nun im zweyten Jahre die Philosophie studiert, hat sich angewöhnt alle seine Gedanken in allgemeine Sätze einzukleiden, und selbst seinen Fragen diese Form zu geben. So fragte er mich heute: „Soll der Mensch ernsthaft oder lustig seyn?“ — Da ich ihn kenne, und bemerkt habe, daß Edmund meistens einen Gedanken bey solchen Fragen im Hinterhalt zu haben pflegt: so hüte ich mich gewöhnlich, ihm eine bestimmte Antwort zu geben, die mich nachher vor dem Kleinen Philosophen in Verlegenheit setzen könnte. Daher erwiederte ich nur, daß der Mensch sich nach der Veranlassung richten müsse. Er meinte aber, die tragischen Schicksale ausgenommen, könne jede Veranlassung, je nach dem Charakter des Menschen, entweder lustig oder ernsthaft genommen werden. „Ich wünsche zu wissen, fuhr er fort, welches von beyden der Vernunft mehr angemessen ist? Nur der Mensch lacht, und daher hat man nicht mit Unrecht das Lachen für ein Eigenthum der Vernunft angesehen.“

„Das Uebermaß des Lachens,“ sagte ich, „gilt aber auch für ein Zeichen der Thorheit.“

„So gut, als das Uebermaß von Ernsthaftigkeit,“ erwiderte Edmund, in der Regel aus einem Mangel an Verstande entspringt. Sie werden nicht läugnen, daß die lustigen Menschen gewöhnlich liebenswürdige Leute sind, die oft eine ganze Gesellschaft aufheitern, und uns die von dem Leben unzertrennlichen Unfälle vergessen lassen, indem sie uns in eine Stimmung setzen, welche zur Uebung geselliger Tugenden am meisten geschickt macht.“

„Von der andern Seite,“ sagte ich, „hat auch der Ernst seine Schönheit, und ohne ihn gibt es keine edle Empfindung, keine hochherzige Gesinnung. Macht die Lustigkeit angenehme, so macht der Ernst zuverlässige Menschen, und eine Menge Tugenden lassen sich gar nicht ohne Ernst denken. Wer aus allen Dingen einen Spas macht, verräth eine leichtsinnige Gemüthsart. Man kann, als Philosoph, sich über alle Unfälle des Lebens erheben, und darüber scherzen, in so fern sie uns selbst treffen; wer aber der Menschenliebe nicht den Eingang in seine Seele versperret, wird bey dem Anblick fremder Leiden nie lustig seyn können. Selbst wenn die Menschen durch eigene Schuld

sich ins Unglück stürzen, wird man sie nicht verspotten, sondern ernsthaft bedauern. Du siehst, was ich mit der Veranlassung habe sagen wollen."

„Ich möchte wohl wissen,“ fragte Edmund, „woher es kommt, daß sich die entschieden lustigen Charaktere so selten mit den ernsthaften vertragen. Ich kenne zwey solche entgegengesetzte Brüder, die beyde gute Menschen sind, aber nie aus dem Streit oder wenigstens nie aus den Mißverständnissen herauskommen. Der ernsthafte nimmt jede satirische, oder komische Bemerkung seines Bruders, für eine Uebertreibung, bisweilen für eine Unartigkeit; und der lustige klagt über Langeweile, wenn jener mit Gründlichkeit einen Satz zu behaupten sucht. Ich sollte meinen, daß es besser wäre, wenn beyde Brüder sich mit einander vertragen wollten; denn da dem einen fehlt, was der andere besitzt, so machen sie eigentlich erst vereint einen ordentlichen Menschen aus.“

In dieser Bemerkung mußte ich meinem Sohne völlig beystimmen. Der humanste und daher vollkommenste Charakter ist unstreitig derjenige, welcher aus Ernst und Lustigkeit zusammengesetzt ist. Das Leben ist nicht so reizlos, daß wir stets mit finsternem Blicke dasfel-

be betrachten sollten; aber auch nicht so freudenreich, daß wir Ursache hätten, immer lustig zu seyn. Pausanias erzählt von einer Höhle, welche auf alle, welche in dieselbe traten, einen so ernstern, melancholischen Eindruck machte, daß sie nachher nie in ihrem Leben wieder lachen konnten. Die Welt ist keine solche Höhle, und die Vorsehung, welche es zuließ, daß sie mit einigen Weisen und vielen Thoren bevölkert wurde, gab dem verständigen Menschen die Fähigkeit, durch das Lachen, wie durch den Ernst, die Ausbreitung der Weisheit zu befördern.

Die Gelehrten kennen die Meinungen großer Philosophen; ich hoffe auf die Nachsicht der Leser dieser Blätter, wenn ich ihnen eine Unterredung mit einem kleinen Philosophen mittheile. Es kann bisweilen nicht schaden, daran zu erinnern, was schon ein Schüler weiß; und diese Zeilen dürften hier um so weniger am unrechten Orte stehen, da, wie ich höre, man die Herausgeber des Sontagsblattes über ihre oft mehr lustige, als ernsthafte Art, die Dinge zu beurtheilen, häufig mißverstanden hat. Mir, als einem Freunde der Arbeiten dieser Herren, scheint es, als könnten sie mit Zuverlässigkeit sich auf ihre Schrif-

ten beziehen, und daraus erweisen, daß sie nie über ernsthafte Dinge unzeitigen Spaß gemacht haben. Aber sie hätten es für eine geistlose Pedanterie halten müssen, wenn sie über die langweiligen, oder gar verrückten Arbeiten einiger neueren Schriftsteller mit unnützer Gravität, oder unverdienter Höflichkeit und Achtung ihre Meinung hätte sagen wollen. Sind sie in ihrer Absicht mißverstanden worden, oder haben einige schwache Geister ein Aergerniß daran genommen, so ist das nicht ihre Schuld. Sie können aus Nachgiebigkeit gegen diejenigen, welche sich nicht darauf verstehen, humoristische Schriften zu beurtheilen, unmöglich die Ueberzeugung aufgeben, daß der Welt mit einem trockenen Schulgeschwätz wenig gedient ist. Es gibt Leser, welche von dem Schriftsteller, der sie zum Lachen bewegt, mit unter auch einen ernsthaften Rath recht gern annehmen, während sie kalt und schläfrig die Schriften der Sittenprediger bey Seite legen. Was mich betrifft, so wünsche ich dem Sonntagsblatte recht viel solche Leser.

N a c h r i c h t

Herrn Louis van Beethoven
betreffend.

Wir können den Freunden der Tonkunst, aus zuverlässiger Quelle, die angenehme Nachricht mittheilen, daß der in No. 110. dieses Blattes geäußerte Wunsch in Erfüllung gegangen ist, und daß Beethoven Wien nicht verlassen wird. Drey hohe Beschützer und Kenner der musikalischen Kunst, Se. Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Rudolph, selbst im Besitz vollendeter Virtuosität auf dem Forte-Piano, und die Herren Fürsten Lobkowitz und Kinsky, haben sich vereinigt, dem genialen Künstler auf die liberalste Weise, sorgenfreye Lebensverhältnisse zu verschaffen, um ihn dadurch in den Stand zu setzen, ohne Nahrungsforgen dem freyen Flug des Genies folgen, und ganz der Kunst leben zu können. Die Zusicherungsurkunde ist in den humansten, und für den Künstler ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßt. Sie spricht von „den täglichen Beweisen die Beethoven von seinen außerordentlichen Talenten und seinem Genie als Tonkünstler und Compositeur gibt, die den Wunsch erregen, daß er

die größten Erwartungen übertriffe, wozu man durch die Erfahrung bisher berechtigt ist.“ Es sey erwiesen „daß nur ein so viel als möglich sorgenfreyer Mensch, der sich ausschließlich einem Fache widme, große, erhabene und die Kunst veredelnde Werke zu erzeugen im Stande sey.“ — Dieß sind die Gründe die die hohen Theilnehmer zu dem Entschlus bestimmt haben: „Beethoven in den Stand zu setzen, daß die nothwendigsten Bedürfnisse ihn in keine Verlegenheit bringen und sein kraftvolles Genie hemmen sollen.“

B. enthält den auf viertausend Gulden festgesetzten Jahrgelalt so lange, bis er zu einer Anstellung gelangt, die ihm ein Aequivalent für diese Summe gibt; ihm ist dabey zur einzigen Bedingung gemacht, sich in Wien aufzuhalten. Sollte sich in unsern Zeiten wohl noch irgendwo ein, diesem ähnliches Beispiel rücksichtsloser Anerkennung und großmüthiger Unterstützung des Genies finden? In einem Lande, wo ausgezeichnete Talente sich solchen kräftigen Schutzes erfreuen, da ist zu hoffen, daß die Künste der Vollkommenheit immer mehr entgegen reifen werden.

T h e a t e r.

Einige Worte über das Quodlibet,
Kochus Pumpernickel.

Wer gern tanzt, sagt das Sprichwort, dem ist leicht gepiffen, und wer gern lacht, lacht auch über Pumpernickel. Herr Friedrich Schlegel sagt irgendwo: „der Mensch ist eine ernsthafte Bestie,“ hätte aber dieser gründliche Gelehrte den Kochus Pumpernickel aufführen sehen, er spräche ganz anders. Von jeher habe ich eine Vorliebe für die Komödie gehabt, und sogar eine Schwachheit für die Farce; aber nicht jedes unschmackhafte Füllsel ist eine Farce. Interessant war es mir jedoch, in diesem Quodlibet zu beobachten, was eigentlich Lachen erregte. Eine Spanische Wand, hinter welcher einige Liebhaber versteckt waren, verfehlte auch hier ihre gewöhnliche Wirkung nicht; und ich sah also, daß der alte löbliche Brauch sich bis auf diese Stunde müsse erhalten haben. Seltsamer schien es mir, daß das unschuldige Wort Lungelbraten jedesmahl das ganze Haus von einem unbändigen Gelächter erschallen machte, woher ich schloß, es stecke in diesem Wort ein ganz besonderer Zauber.

ber. Bey der großen Menge von Menschen, womit das Theater bey jeder Vorstellung angefüllt war, bedauerte ich, daß viele, die nur wenig hören, und gar nichts sehen konnten, nur auf Treu und Glauben, und gleichsam aus der zweyten Hand lachen mußten, deßhalb aber den Uebrigen an Herzlichkeit des Lachens nichts nachgeben wollten. Welche ansteckende Kraft in einer großen Menschenmasse liegt, ist mir noch nie so sehr aufgefallen, als in diesem Zwerchfell-Stück, denn unter andern sah ich einen Mann, der etwas spät kam, und schon bey der Casse, als er von weitem lachen hörte, das Gesicht verzog. Hier und da bemerkte ich, daß Leute gähnten, und dann gleich darauf ein helles Gelächter aufschlugen, was man im gemeinen Leben mit dem Beynahmen des hölzernen zu belegen pflegt. Ich merkte daher, daß es Leute giebt, die sich ambitionniren zu lachen, und es vermuthlich für ein Zeichen eines aufgeräumten Kopfes halten. Da es meines Wissens, noch keine vollständige, und allgemein geltende Erklärung des Lächerlichen giebt, so befremdete es mich wenig, daß Alle, die ich fragte, warum sie denn lachten, es mir nicht sagen konnten, sondern, statt der Antwort, nur desto stärker zu lachen

fortfahren. Zum Glück kam eben Herr Hasenbut als ein Frauenzimmer heraus, und nun konnte ich auch einige Minuten lachen, hätte aber die übrige Zeit hindurch weinen mögen, daß man das Publikum gern möchte glauben machen, das Alberne sey eigentlich das wahre Komische; so wie ich mich ärgerte, daß, mit Ausnahme der mit Recht beliebten Tyroler Melodie, die meisten ganz ungeschickt untergelegten Lieder und Arien noch durch den Vortrag, so verunstaltet wurden, daß sie kaum mehr zu erkennen waren.

Das Sonntagsblatt.

Nro. 116.

Sonntag den 19. März 1809.

Zwey eingelaufene Antworten auf den
in Nro. 112. befindlichen Heiraths-
antrag.

Mein Herr!

Drey Tage habe ich angestanden, und mit mir selbst gekämpft, ob eine Frau von seinem Gefühl auf einen so sonderbaren Heirathsantrag, als der Ihrige ist, antworten dürfe. Mehrere Briefe habe ich schon angefangen, und wieder zerrissen, sey es aber Neugierde, oder ein gewisses sympathetisches Gefühl, ich fühle mich hingezogen zu dem Original Ihrer Beschreibung, die Sie Steckbrief zu nennen

belieben. Ihr Bild ist nicht geschmeichelt, aber, es ist wahr, und es sind Züge darin, die ein weibliches Herz nicht ungerührt lassen. Wenn ich mich nicht sehr irre, so glaube ich das zu kennen was Sie suchen, ob Sie sich gleich hier und da etwas dunkel darüber ausdrücken. Sie verlangen keine alltägliche Hausfrau, keine gelehrte, ihren Vortheil kalt berechnende Dame, und noch weniger ein artiges Gänsschen, das weder sich noch die Welt kennt; nein, Sie bedürfen und wünschen eine Gattinn, deren Verstand durch Erfahrungs bereichert ist, und deren geläuterte Gefühle darum nichts an Wärme und Energie verlohren haben, wenn schon die Zeit den ersten vergänglichen Glanz der Jugendreize vielleicht abgestreift hat. Aber böser, lieber Mann, warum schließen Sie die Künste, von den Beschäftigungen Ihrer künftigen Gattinn aus? Doch, das ist ein Einfall, weiter nichts. Sollten Sie uns das mißgönnen, was unseren inneren Sinn weckt, was unsre Herzen erweitert für das beseligende Gefühl der Alles beherrschenden Liebe?

Sie werden aus meinen freymüthigen Bemerkungen schon ersehen haben, daß ich mit

der Liebe nicht ganz unbekannt bin, und leider schon verheirathet war. Leider, sage ich, denn wie sehr fand ich meine Erwartungen getäuscht, wie schnell erloschen die glühenden Bilder meiner Phantasie von süßem, häuslichen Glück, und wie oft fand ich da nur laue Erwidernng, wo ich volle Befriedigung meines jugendlich liebenden Herzens, und den beglückendsten Austausch der schönsten Empfindungen zu erwarten berechtigt war! Von dieser Seite haben Sie also nichts zu befürchten.

Was Ihre Launen anlangt, so erschrecken sie mich nicht; das Weib ist geboren viel zu leiden, und zu ertragen, und gern übernehme ich meinen Antheil an dieser gemeinsamen Last.

Die Offenherzigkeit, mit der Sie Ihre geringen Glücksumstände bekennen, hat mich sehr gefreuet. Ich sänge mit Gretchen in den Hagestolzen: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin.“ Und darum kein Wort mehr von solchen Erbarmlichkeiten. Eine Hütte, etwas Wein und Brod, was bedürfen zwey Liebende mehr! Und das soll uns die Kunst verschaffen.

Noch eins. Wissen Sie, welches von Ihren Geständnissen mich am meisten angezogen hat? Das, daß Sie nicht hübsch sind. Hübsche Männer sind unerträglich, und kommen mir vor, wie sehr feine Möbeln, die man nur von weitem anschauen darf.

Gern schickte ich Ihnen mein Portrait, aber die Maler sind Schmeichler. Besser, ich gebe Ihnen von meiner Person eine kleine Beschreibung. Stellen Sie sich vor, eine Frau von nicht dreyßig Jahren, von solider Gesundheit, und einem ziemlichen embonpoint, jedoch ohne im mindesten unbehülflich zu seyn, denken Sie sich dazu ein paar blaue, nicht ausdruckslose Augen, eine Hand, die man für hübsch hält, und Sie haben ein ziemlich gestroffnes Bild von mir. Was sagen Sie dazu?

Und nun zum Schluß. Ich hasse alle Zierereyen, und das menschliche Leben ist zu kurz, um es mit Zaudern und Bedenklichkeiten zu verderben. Mißfällt Ihnen diese Antwort und der leichte Umriss meines Bildes nicht, so erwartet Sie, da sich das Nähere besser mündlich verabreden läßt, diesen Nachmittag Ihre,

wie soll ich sagen, zärtlich ungeduldige Freundin.

NB Meine Wohnung ist nahe am Elend
• No. *** im 3ten Stock gerade aus.

Cleopatra.

Zweytes Brieflein

(sehr unleserlich geschrieben.)

Ich würde mich zu Tode schämen, wenn ich wüßte, daß Sie jemahls erführen, wer Ihnen diese Zeilen schreibt. Und nur unter der Bedingung, daß Sie keine Nachforschungen anstellen, erlaube ich Ihnen, mir hierauf zu antworten. Das Incognito hat für mich einen besondern Reiz, und ich rathe Ihnen, es ja nicht zu verlassen. Glauben Sie wohl, daß ich Sie mir ganz anders vorstelle, als Sie sich selbst schildern. Meine Tante präntendirt Sie zu kennen, aber sicher ist sie auf einer falschen Spur. Was Sie über gewisse Verhältnisse sagen, ist recht artig, aber nimmermehr kann es Ihnen damit Ernst seyn. Auch nehme ich es nur für einen Scherz, und da er etwas Piquantes hat, so setze ich ihn fort. Zuweilen gerathe ich auf die Vermuthung, daß Sie ein Engländer seyn müssen, denn Engländer lieben das Bizarre. Hab' ich es errathen, so läugnen Sie's nicht, denn die Engländer haben das Glück mir zu gefallen. Sehen möchte ich Sie doch einmahl, und ich bin überzeugt, ich würde Sie sogleich erkennen. Unglücklicherweise gehe ich sehr wenig an öffentli-

liche Orte, höchstens zuweilen des Mittags auf die Bastey. Wenn ich Ihnen die Farbe meines Shawls sagen wollte, so würden Sie mich gleich errathen, wär es nur über mein albernnes Rothwerden; und Sie würden schon diese Farbe für eine Faveur halten; ich verstehe mich aber schlechterdings zu keiner, das merken Sie sich. Also morgen, mein unbekannter Herr, stellen Sie sich zwischen 12 und 1 Uhr unfehlbar ein, und dort werden Sie am Arm einer Freundin, aber hoffentlich unbekannterweise, antreffen Ihre geneigte

Josephine.

N. S. Wenn diese anonyme Correspondenz Sie unterhält, so stecken Sie nur die Antwort in den hohlen Baum, der an der Mauer, auf der sogenannten galanten Bastey, steht, und zwar, wenn ich nicht irre, der dritte in der Reihe ist. Doch nein, schreiben Sie ja nicht, ein geheimer Briefwechsel selbst mit einem Unbekannten ist für ein Mädchen von unbescholtenem Rufe zu gewagt.

T h e a t e r
M a r y h a,
ein Trauerspiel.

Die Kunstrichter haben seit dem Aristoteles verschiedene Gattungen des Trauerspieles aufgestellt, und geglaubt, daß jede Tragödie zu einer dieser Gattungen gehören müsse. Die Dichter neuerer Zeit aber, welche im Sturm und Drang ihres Genies, und im kühnen Streben nach Originalität, alle Regeln und Eintheilungen der Critiker verachten, bringen nicht selten dramatische Gedichte zum Vorschein, die gänzlich aus aller Art schlagen, und schlechterdings nirgends hinzugehören scheinen. Ehedem gab es Trauerspiele, die einen unglücklichen, andere die einen glücklichen Ausgang hatten; jetzt gibt es nicht nur historische, bürgerliche, romantische, plastische und pittoreske Trauerspiele, sondern auch pffiffige, wie

z. B. der Nachtspruch, oder abgeschmackte, wie Fernando und Marie. Doch damit ist die Reihe noch nicht geschlossen; und wenn die Kunstrichter, wie billig, sich nach den Poeten richten sollen, so werden sie genöthiget seyn, neue Mahmen für die neuen Erscheinungen auf dem Theater zu erfinden. So gehöret der Brautkranz offenbar in keine der bisher bekannten Gattungen, es müßte denn seyn, daß man die langweilige Tragödie für etwas besonderes halten wollte. / Noch mehr aber wird das Trauerspiel *Marpha*, welches am 1. März, auf dem hiesigen Hoftheater gegeben wurde, denjenigen in Verlegenheit setzen, der ihm eine Stelle in der Rangordnung dramatischer Werke anweisen wollte; denn, obgleich das magere Gerippe seines Planes in allen fünf Acten sich in den weiten Mantel der Langweiligkeit zu verstecken sucht: so hat es doch eine gewisse eigenthümliche Natur, deren Charakter nicht bloß durch das langweilige bezeichnet wird, sich aber leichter empfinden als beschreiben läßt. Die Tragödie soll, nach der Meinung eines alten Philosophen, Mitleiden und Furcht erwecken; dieß leistet nun zwar das Stück *Marpha* aber auf eine ganz eigene Weise.

Der Zuschauer wird so seltsam gestimmt, daß er, wenn ich so sagen darf, mit sich selbst, wegen seiner Situation im Schauspielhause, Mitleiden haben möchte, und allenfalls auch mit den Schauspielern, keineswegs aber mit den Personen, deren traurige Schicksale hier geschildert werden. Sodann wird die Furcht auch nicht ausbleiben; denn wer wird nicht fürchten in solche Stimmung je wieder gesetzt zu werden? — Man sieht schon aus dieser Bemerkung, daß ein ganz eigener Gesichtspunct aufgestellt werden müßte, aus welchem dieses Trauerspiel beurtheilt werden könnte. Bisweilen ist man geneigt zu glauben, daß eine feine Satire auf republikanische Verfassungen dem Stücke zum Grunde liege. Denn es soll hier dargestellt werden, wie ein freyes Volk, die Bürger der Republik Nowogorod, sich gegen die Herrschsucht eines kühnen Eroberers, des Großfürsten Ivan aus dem Stamme Kurik, entgegensetzt. Aber jenes freye Volk trägt sich so albern und charakterlos, daß es in jeder Scene, wo es zum Vorschein kommt, wenigstens siebenmahl seine Meinung ändert. Sucht ein Verräther den freyen Bürgern Furcht einzujagen, so sind sie feig; spricht die Dame Marpha dagegen ein Wort, so schreyen sie wie:

der: Freyheit oder Tod. Schlägt Marpha dem
 Volke ihren Pflegesohn zum Feldherrn vor,
 so rufen sie ihn auf der Stelle zum Feldherrn
 aus. Tritt aber ein alter Kriegsmann auf und
 spricht: „Ich diene länger, darum gebiert mir
 die Ehre!“ so sagt das Volk: „ja, du sollst
 Feldherr seyn.“ Ein erkaufter Bürger ruft:
 „Wehe! Wehe!“ und das Volk schreit: „Wehe!
 Wehe!“ — Marpha aber spricht: „Heil! Heil!“
 — und das Volk schreit: „Heil! Heil!“ — Es
 mag seyn, daß die freyen Völker so unbestän-
 dig sind, und besonders daß die Republikaner
 von Nowogorod keinen bessern Gebrauch von
 ihrer Freyheit zu machen wissen; aber welcher
 vernünftige Mensch wird sich für die Erhaltung
 einer solchen Freyheit interessiren? Diese Be-
 merkung kann dem Dichter nicht entgangen seyn,
 und daher möchten wir beynahe glauben, daß
 er die Republiken habe lächerlich machen wollen.
 Dagegen spricht jedoch der Ausgang des Stückes,
 denn der Eroberer Ivan wird gefangen auf das
 Theater geführt, und die Nowogoroder behalten
 nun die Freyheit. nach wie vor alle fünf
 Minuten ihre Meinung zu ändern. Freylich
 haben sie kein großes Verdienst bey dem Siege,
 denn tausend Verräther aus ihrer Mitte dran-

gen auf ihren eigenen Feldherrn ein, und die Schlacht war verlohren, wenn nicht 700 Deutsche Kaufleute, die sich zufällig in Nowogorod aufhielten, dem Treffen eine andere Wendung gegeben hätten, — bey welcher Gelegenheit der Deutschen Tapferkeit ganz artige Complimente gemacht werden. — Diese und noch viele andere Umstände setzen uns demnach in Verlegenheit, über das Trauerspiel Marpha eine bestimmte Meinung zu äußern. Jedes Werk soll nach seinem Zweck beurtheilt werden; aber wenn es nicht die Absicht des Verfassers war, Mitleiden und Furcht in der oben angegebenen Bedeutung zu erregen; oder wenn er nicht über die Freyheit spotten wollte: so wissen wir nicht, was er eigentlich mit seiner Arbeit gewollt hat.

Um von einzelnen Schönheiten aus der Marpha ein Beyspiel zu geben, führen wir die List eines erkauften Bürgers an, welcher eine große Glocke von ihrer Befestigung losseilte, so daß sie mit entsetzlichem Lärm vom Thurm herab fiel. Der Bürger schreit nun: „Wehe! das bedeutet unsern Fall.“ Marpha aber hat die Gegenwart des Geistes und sagt: „Nein, heil! das bedeutet Ivans Fall; denn Ivan steht hoch, die Glocke steht hoch, — die Glocke ist gefallen, folglich wird Ivan auch fallen.“ —

Ich gestehe aufrichtig, daß solche Flüge auf
mich keine andere Wirkung machen, als daß
mir der Verstand dabey stille steht; und das
ist nicht angenehm, weil der Verstand, seiner
Natur nach, immer weiter gehen soll.

Einige Worte über die mimischen Darstellungen der Madame Hendel.

Madame Hendel wird Wien sehr bald verlassen, und, wie es heißt, auf immer. Es ist zu bedauern, daß man das rezitirende, und das noch größere mimische Talent dieser Künstlerin nicht zu halten und zu benutzen gesucht hat. Wenn auch Madame Hendel keine durchaus treffliche Schauspielerinn ist, und sich nicht immer von der Manier frey erhält, so sieht man doch überall, daß ihr Spiel gedacht ist, daß sie in jeder Rolle das Charakteristische ergreift, und ein Ganzes darzustellen sich bestrebt. Vielleicht wäre Mad. Hendel eine noch bessere Schauspielerinn, wenn nicht ihr langes Studium materischer Stellungen und Gebärden sie bisweilen verleiteten, das Innere dem Aeußeren, die Wahrheit dem Gefälligen, und das Gefühl dem Grazießen aufzuopfern. Dieß Studium selbst verdient übrigens das größte Lob, und wir wünschen, daß recht viele junge Schauspieler sich mit Eifer darauf legen mögen, da nur der üble Gebrauch davon auf dem Theater zu tadeln ist. In dieser Hinsicht hätte Madame Hendel als Lehrerin bey einer Theatralischen Pflanzschule sehr wichtige Dienste ge-

leistet, und dadurch dem einreißenden Naturalismus in etwas steuern können, da der Glaube überhand zu nehmen scheint, jedermann könne auf die Breter treten, wenn man entweder recht tüchtig schreyen, oder im Nothfall sich etwas weinerlich anstellen kann. Vielleicht wäre es unter den vielen Forderungen, die man an jeden darstellenden Künstler machen darf, keine der übertriebensten, zu verlangen, daß er gut stehen, erträglich gehen, und sich leidlich bewegen könne, so wie man mit Recht vom Schriftsteller begehrt, daß er wenigstens orthographisch und sprächrichtig schreibe.

Die bloß mimischen Darstellungen der Madame Hendel waren für das kunstliebende Publikum sehr interessant. Vorzüglich fanden ihre Attitüden nach modernen Gemälden und älteren Kunstwerke den Beyfall der Kenner, indem Madame H. nicht nur den auffallenden Unterschied zwischen den verschiedenen Mahler-Schulen, sondern auch den feineren, zwischen Mahler von derselben Schule, durch Drappirung und Haltung des Körpers richtig bezeichnete. Verschiedene mimische größere Darstellungen, z. B. der Agar in der Wüste, und der Cassandra, gelangen ihr sehr gut. Bey einigen andern, z. B. einer Darstellung nach einer, . . . Schilderung

Dvids, kann man aussagen, daß die nachahmende Künstlerinn den Unterschied zwischen der bildenden und dichtenden Kunst nicht gehörig beherzigte; denn die Bilder des Dichters sind oft so kühn, gewagt, und bloß phantastisch, daß der Mahler, dessen Ziel schöne Wahrheit ist, sich nicht daran vergreifen darf.

Die letzte Darstellung von mahlerischen Attitüden gab Madame Hendel, aus Liebe zur Kunst, vor einer dazu auserwählten Gesellschaft von Künstlern und Kunstliebhabern bey dem fürstl. Esterhazyschen Gallerie-Inspector Hrn. Fischer, und ihr schönes Talent, durch den Beyfall der Kenner angefeuert, worunter sich Personen vom ersten Range befanden, zeigte sich hier wahrhaft *con amore* und im vortheilhaftesten Lichte.

Das Sonntagsblatt.

Nro. 117.

Sonntag den 26. März 1809.

Ueber das Reisen überhaupt, und ins- besondere über das Reisen durch Spanien.

(Aus de Laborde's Wegweiser).

Unter allen Neigungen, die seit den letzten dreyßig Jahren von der Mode begünstigt wurden, gibt es wohl keine vernünftigere, als die Lust zu reisen; man mag sie nun als ein Mittel betrachten, sich zu unterrichten, seine Gesundheit herzustellen, sich zu zerstreuen, oder auch die ehrgeizige Absicht haben, nützen und den Fortgang der Wissenschaften dadurch befördern zu wollen. Sonderbar ist es, daß ein Gebrauch, der so viele Vortheile und Annehmlichkeiten in sich vereinigt, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts so wenig Eingang gefun-

den hat. Wenn man die Geschichte der Französischen Reisenden aus der früheren Zeit schreiben wollte, so würde man finden, daß die meisten davon Missionaire oder Pilgrimage, und die übrigen Kaufleute und Naturforscher waren. Kein Mann von gutem Ton, und nur wenige Gelehrte besuchten das Ausland. Die ersten, welche die Schweiz durchreisten, sprachen davon, wie von einem neu entdeckten Lande, sie selbst wurden bey ihrer Wiederkehr für Wunderthiere angesehen. Beynahe alle vor dieser Zeit herausgekommenen Reisebeschreibungen handeln bloß von der verschiedenen Gesetzgebung, von der Etikette der Höfe, und von diplomatischen Verhandlungen; sie sind in Hinsicht auf Künste, Naturschilderung, und auf astronomische und geologische Kenntnisse, so wie über alles, was in allgemeine und besondere Staatskunde einschlägt, durchaus zu verbessern und umzuändern. Verschiedene Umstände trugen dazu bey, den Geschmack am Reisen in der letzten Zeit allgemeiner zu machen. Der Amerikanische Krieg veranlaßte viele Franzosen, die Englischen Provinzen in Amerika zu bereisen, und machte sie begierig die Sprache und die Sitten dieses Landes kennen zu lernen. Die philosophischen Ideen, die

sich damahls entwickelten, und das über Hand nehmende Studium verschiedener Zweige der öffentlichen Verwaltung, richteten die Aufmerksamkeit auf England hin, dessen Gesetze, Gebräuche und Verbesserungen aller Art man übertragen wollte. Auf der andern Seite stößte der Geschmack an den Künsten, der sich gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV. in den Zirkeln der feinen Welt zu verbreiten anfang, die Lust ein, Italien und Griechenland kennen zu lernen, so wie die, seit dreyßig Jahren so herrschende, beschreibende Poesie die großen Schönheiten der Natur entwickelte, und ihren ganzen Werth fühlen lehrte. Eine Art von Zauber breitete sich damahls über die Denkmäler des Alterthums aus, über die neueren Werke der Kunst aus der Blüthenzeit ihrer Wiedergeburt, und über alle mahlerischen Gebirgsgegenden.

Wenn die neu entstandenen Ideen zum Reisen aufmunterten, so trugen die Reisen wieder dazu bey, diese Ideen zu vervollkommen; sie führten in die Umrisse der Gebäude, in die Kleidungen, Möbeln und Gemälde eine Reinheit des Styls, und eine Harmonie wieder ein, die seit langer Zeit verlohren gegangen waren;

sie erzeugten ferner in literarischen Werken eine Treue in Beschreibungen, die bis ins Kleinliche ging, aber immer interessant war; besonders aber lehrten diese vielfältigen Reisen auch bey andern Gegenständen, als die Geseßkunde und die Sitten der Völker sind, überall das Wahre und Rechte aufsuchen, ohne sich durch Vorurtheile von Nationalstolz; oder unwissenden Dunkel blenden zu lassen. Man erfuhr dadurch, daß es kein Volk gibt, das nicht, durch besondere Verhältnisse begünstigt, irgend etwas weiter gebracht hat, als man es anderswo findet, obgleich dieß Volk vielleicht in allem Uebrigen den andern Völkern nachsteht. Daraus gieng mehr Unparteylichkeit in den Meinungen und Urtheilen hervor, und der gesellige Umgang wurde freyer und leichter.

Der Geschmack am Reisen war übrigens noch zu neu, um sich plöglich über alle interessanten Länder erstrecken zu können. Es entstand in dieser Hinsicht, so wie bey allen neueren Gebräuchen, eine durch Nachahmung sich bildende Gewohnheit, eine Art von Routine, der man folgen zu müssen glaubte. So zog sich in Europa unvermerkt eine Reiseroute, die alle Reisende maschinenmäßig einschlugen, je nach den verschiedenen Gründen, die sie

in's Ausland lockten. Die Kranken giengen nach Nizza, nach Montpellier, die unternehmendsten nach Pisa; die Naturforscher folgten der Spur des Herrn von Saussure, durchwanderten die Gletscher der Schweiz und bestiegen den Gipfel des Montblanc; die Kunstliebhaber durchstrichen Italien auf den Poststrassen, ohne zu bedenken, daß sie rechts und links und in dem Innern der Apenninen die schönsten Gegenden und die merkwürdigsten Denkmäler liegen ließen. Die Deconomen endlich glaubten außerhalb dem Vaterlande des bekannten Smith und Arthur Young nichts lernen zu können.

Daher kam es, daß man bald hundert beschreibende Werke über einige Länder hatte, und über die Länder, die nicht auf der üblichen Reiseroute lagen, kein einziges. Unter der Zahl der letztern befand sich lange Zeit auch Spanien, das man ganz auf der Seite ließ, weil es nicht am Wege lag, oder in andere Länder führte, und nicht zu dem gehörte, was die Engländer die große Reise (the grand tour) nennen, die zwey Jahre dauert, und bey ihnen eben so gut zur Erziehung der reichen Leute gehört, als die Rhetorik und die Philosophie.

Indessen muß man gestehen, daß kein Land in Europa für alle Classen von Reisenden so viele Vortheile vereinigte, als Spanien. Diejenigen, welche der Zustand ihrer Gesundheit außer Landes zu gehen nöthigt, hätten in einigen Provinzen dieses Reichs eine Temperatur der Luft gefunden, wie sie vielleicht sonst nirgends existirt. Ich zweifle, ob es noch eine Luft giebt, die so sanft und balsamisch wäre, als die man den Winter hindurch in der Ebene von Valenzia (Vega de Valenzia), in den Ebenen von Murcia, in den Gegenden um Sevilla, und in einigen Theilen von Estremadura einathmet. Im Fluß Bets, heutzutage Guadalquivir, habe ich mich am zwanzigsten Februar gebadet. Spanien enthält mineralische Wässer in größerer Menge, und von besserer Qualität, als man sonst in ganz Europa findet. Der größte Theil derselben ist noch nicht chemisch untersucht worden, aber diejenigen, die man kennt, und deren man sich bedient, sind so wirksam, daß sie in Krankheiten helfen, wo die stärksten Mittel nicht immer anschlagen. Beynahe in allen Provinzen trifft man welche an, besonders aber in Andalusien. Die Früchte in Spanien sind an Güte und Geschmack unver-

gleichlich, und nirgends so mannigfach; ja man weiß von außerordentlichen Curen, die bloß durch den Saft des Zuckerrohrs und der Datteln bewirkt worden sind. Im Allgemeinen ist das Clima sehr gemäßigt, und der Sommer ist vielleicht dort nicht so heiß, als in gewissen, nördlichen Ländern. Mit Ausnahme des flachen Landes der beyden Kastilien und einiger Theile von Andalusien, ist das übrige Land, von Gebirgen umgeben oder an den Ufern des Meeres gelegen, und erhält Kühlung durch die Ost- und Nordwinde; auch herrschen hier keine bössartigen Winde, die in einigen andern Ländern einheimisch sind, und die übrigen Annehmlichkeiten derselben ungenießbar machen, so wie die *cattiva aria*, die in der Gegend von Rom von *Radiceofani* an, auf dem Wege nach Neapel weht, woher die Calabrischen Fieber sich erzeugen, die den *Virgil* tödteten, *Calabripapere*, und die noch heutzutage den Anwachs der Bevölkerung hemmen.

In keinem Lande werden die Naturforscher interessantere Gegenstände finden, als in Spanien. Drey Viertel der Gebirge dieses Landes bestehen aus herrlichen Marmor und Alabaster-Sorten. Catalonien allein enthält 177 verschiedene Arten davon, ohne den *Jacpis* von *Tortosa* dazu zu rechnen. Der grüne und der fleischfarbige

Marmor haben einen solchen Glanz, und eine solche Weichheit, daß man sie den schönsten orientalischen Massen an die Seite stellen kann. Die Gold- und Silber- so wie die Zinnober- und Quecksilber-Minen bereichern noch jetzt mehrere Spanische Provinzen. Eine Flora und ein Herbarium dieses Königreichs sind Werke, die bis jetzt fehlen, und nirgends so vollständig werden könnten.

Reisende, welche sich für die Künste, für Spuren der Vorzeit, und Denkmäler des Alterthums interessiren, finden in Spanien die Ruinen von Saguntium, von Numantia, von Tarragona, von Merida, können den merkwürdigen Schauplatz der Feldzüge des Hannibals, der Scipionen und der unglücklichen Söhne des Pompejus durchwandern, dann bey der Quelle des Sertorius unter dem Schatten ehrwürdiger Cypressen ausruhen, und im Vaterlande des Trajans und Hadrians auf den Inschriften den Beynahmen des Gütigen lesen. Aber die Denkmäler, welche das Römische Volk mit verschwenderischer Hand in allen Theilen des Reichs aufstellte, sind nicht die einzigen, die Spanien aufzuweisen hat. Ein minder mächtiges, obgleich eben so berühmtes Volk, das weniger bekannt ist, als es zu seyn verdient, hat in diesem Lande

die einzigen Denkmäler hinterlassen, die von ihm vielleicht in der Welt existiren. Die Araber haben Jahrhunderte damit zugebracht, die Mauern von Granada und Cordua auszuschnürcen, und sie mit einer Auswahl von Zierrathen zu bekleiden, die, an Grazie und Leichtigkeit der Ausführung, mit der Größe der Massen wetteifern. Während dies sinnliche Volk in den mittägigen Gegenden Spaniens, die Bäder und die innern Cabinette ihrer Serails auf diese Art verzierte, errichteten die Gothen in den nördlichen Provinzen düstere und ernste Denkmäler ihres Gottesdienstes; lange Reihen von Säulen unterstützten weite, zugespitzte Gewölbe, die nur durch schmale, bunte Scheiben erleuchtet waren; ungeheure eiserne Gitter, mit eingehauenen Zierrathen überladen, und marmorne Grabmäler, die lange Schatten auf ihre Inschriften werfen, zeigen uns eine andere Gattung von feyerlicheren und mehr geschichtlichen Monumenten; mit einem Wort die Zeit des Wiederauflebens der Künste, im Jahrhundert der Medicis, fiel gerade in die Regierung Karls des Fünften, und man kann leicht denken, daß Spanien, das in diesem Zeitraum das übrige Europa beherrschte, auch hierin nicht zurück blieb. Diejenigen Personen

endlich: die sich an der Kenntniß der Politik, der Geseze, und der Gebräuche vergnügen, finden in Spanien ein eigenthümliches Volk, dessen Charakter sich noch ganz rein erhalten hat, und eine jungfräuliche Erde, deren Urbestandtheile noch ihre volle Kraft besitzen. Die Hälfte dieses schönen Landes ist noch unangebaut, aber die andere Hälfte beweist, was es werden könnte. Alle Erzeugnisse des Bodens sind von besonderer Güte, das Getreide verliert dort bey'm Ausmahlen nur fünf vom Hundert, da es sonst überall funfzehn verliert. Die Oliven sind zweymahl so groß als die in der Provence, und würden ein eben so gutes Del geben, wenn man damit umzugehen wüßte. Die Weine von Malaga, Xeres, und Alicante sind hinlänglich bekannt. Die Schaafwolke wird noch lange Zeit die Bewunderung und die Eifersucht der benachbarten Nationen erregen. Nur in Spanien findet man Wälder von Palmenbäumen, ohne vorher eine Wüste durchirren zu müssen, und Pflanzungen von Zuckerrohr, ohne Spuren von Slaverey anzutreffen. In Absicht der bürgerlichen Einrichtung, und der Schritte zu ihrer Vervollkommnung bleibt noch viel zu wünschen übrig. Die Hauptursachen, die bis

jetzt die Reisenden abgehalten haben, sind die zahllosen Unannehmlichkeiten, die man auf einer Reise durch dieß Land auszustehen hat. Straßen findet man nur selten, die Wirthshäuser sind schlecht, und die verschiedenen Arten des Fuhrwerks langsam, theuer, und unbequem. Wenn man diesen drey Hindernissen abhülfe, so würde kein Land so mannigfaltige lockende Reize anbieten. Auf dem Wege dahin, würde man die schönsten Provinzen Frankreichs durchreisen; auf der einen Seite folgte man den Ufern der Loire, auf der andern denen der Rhone; auf bequemen und sichern Wegen bestieg man die Pyrenäen, ohne die verheerenden Schneelavinen des Mont-Cenis, oder die austretenden Flüsse Piemonts zu befürchten zu haben. Diejenigen, welche Kränklichkeit nach Barrega führt, hätten nur einige Meilen zu machen, um auf der andern Seite der Pyrenäen den mildesten Winter anzutreffen. Aber damit alles dieß möglich sey, muß das Reisen zuvor erleichtert werden.

Etwas über Volksschriftsteller.

Es geht mit dem Ausdruck Volksschriftsteller, wie mit vielen Worten, die jeder im Munde führt, ohne sich eben einen klaren Begriff davon zu machen. Besonders ist diese Benennung in neuern Zeiten, wo viele mit einem unbestimmten Bildungstrieb geplagt sind, zu einem Schleichweg geworden, auf dem sich Manche in den Deutschen Parnas hineinzuwärzen glauben. Wer sich den gebildeteren feineren Ständen nicht als Schriftsteller zu zeigen wagt, der nimmt den Namen eines Volksdichters an, und hält sich dann für berechtigt seinen Nozinante gehen und stolpern zu lassen, wie er Lust hat. Diejenigen welche in Prosa das Volk zu erbauen, zu belehren oder zu belustigen versuchen, glauben ein noch leichteres Spiel zu haben, und geben unverdaute, schiefe Begriffe, und die abgeschmacktesten Trivialitäten ohne Bedenken dem Publikum zum Besten. Es ist daher nicht überflüssig zu untersuchen, was eigentlich den Volksschriftsteller ausmacht, was ihn von andern Schriftstellern unterscheidet, und was wir in diesem Fach bereits aufzuweisen, und als Muster aufzustellen haben.

Wir müssen vorher diejenigen Schriften, worin gewisse Wahrheiten faßlich vorgetragen werden sollen, von solchen unterscheiden, worin man, ohne besonderen Zweck und Gegenstand, überhaupt auf den Geist und moralischen Sinn einer Nation wirken will.

Die ersteren Schriften erfordern nur, daß diese Wahrheiten wirklich erwiesen und gemeinlich sind, und daß der Verfasser, ganz mit ihnen bekannt, sie auf die faßlichste und überzeugendste Art darstelle.

Die letzteren haben nicht die Absicht zu unterrichten, wirken aber durch ihre Trefflichkeit desto kräftiger auf die allgemeine Bildung. Die wahren Volksdichter, vertraut mit dem Nationalgeist und mit der Cultur ihrer Zeitgenossen, aber selbst auf einer höheren Stufe stehend, knüpfen das Fremde an Bekanntes, das Bessere an die Gegenwart, und das Schöne an das Sinnlichlebendige, und so mit dem Feuer des Genie's das Herz des Volks ergreifend, führen sie es weiter dem Ziele entgegen, das jede selbstständige Nation zu erreichen bestimmt ist.

In diesem Sinne war Homer Jahrhunderte hindurch für die Griechen Volksdichter, und Jung und Alt, Groß und Klein las und sang sein herrliches Gedicht, als das Buch der Bücher. Dieß konnte es aber nur für die

zartfühlenden, scharffinnigen Griechen seyn, bey denen keine Feinheit, kein gewichtiges Wort verlohren ging, und die in ihrem Lieblingsdichter ihre eigenen Ansichten, ja sich selbst, nur größer und verschönert, wieder fanden.

Gewissermaßen könnte man auch den Don Quijote des Cervantes ein Volksgedicht heißen, indem es die poetische und die prosaische Seite des Lebens, im ächten Nationalgeist der Spanier, so lebendig schildert, daß Don Quijote, und Sancho Pansa und das Meiste, was sie sagen, zum Sprichwort geworden ist, und es wohl nur wenige Spanier geben wird, die dieses herrliche Buch nicht verstehen, und mit Entzücken lesen.

Ob wir gleich zwey der größten Dichter als Volksdichter aufgestellt haben, so kann man darum nicht die Universalität, für das charakteristische Kennzeichen eines großen Dichters ausgeben. Jeder in sich versenkte, ungemessene Geist, der mehr nach dem Großen und Außerordentlichen, als nach dem Schönen gerichtet ist, wird nur von Wenigen geschätzt und verstanden. Sophocles und Aeschylus waren weniger bey den Atheniern beliebt, als der wohlredende und beynabe theatralische Euripides. Shakespeare, der den Englischen Volks-

wis so unvergleichlich darstellt, ist doch selbst hierin dem Hansen immer unverständlich, denn sein Wis ist so überschwenglich, und so raffinirt, daß er für die Meisten ein Räthsel bleibt. Die Französische und die Deutsche Nation haben beyde keinen eigentlichen Volksdichter aufzuweisen, sondern nur einzelne Lieder und Gedichte, die auf das Volk übergegangen sind. Man möchte als Grund davon angeben, daß im Französischen Schriftsteller der esprit und im Deutschen der Verstand das Herrschende ist, beyde aber, als Werke des Studiums, nur von ähnlich Gebildeten aufgefaßt werden können. So hat z. B. der originelle M u s e u s in seinen Volksmärchen so viele gelehrte Anspielungen, und polemische Seitenhiebe angebracht, daß man die damalige Literatur kennen muß, um ihn ganz zu genießen.

Bey den heutigen Autoren, die das Schild eines Volkschriftstellers aushängen, stößt man auf seltsame Mittel, wie sie ihren sauern Wein an den Mann zu bringen versuchen. So ist es ein thörichter Wahn, wenn ein Autor meynt, er werde zum Volkschriftsteller, wenn er in der Sprache des Pöbels schreibt. Denn außer dem, daß der Pöbel nicht das Volk ist, so geht selbst das Eigenthümliche dieser Sprache, indem

man sie nachahmen will, verlohren, und der lebendige Volksgeist verraucht über dem fruchtlosen Bemühen, ihn in Worte und Phrasen einzuferkern. Noch alberner und vermessener ist es, die gemeinsten Ansichten und Urtheile, mit hanzwurstischer Späßhaftigkeit verbrämt, dem Publikum für eine Volksschrift aufzuhängen, denn wer selbst, dem Geist nach, zum Pöbel gehört, sollte auch nicht zum Pöbel reden dürfen. Es ist merkwürdig, daß nicht sowohl Leute aus den niedern Ständen, deren Gefühl sie richtiger leitet, an solchen Schriften Behagen finden, als Menschen von verderbtem Geschmack, aus den höheren Classen, denen das Schlechtere gefällt, bloß weil es außer ihrem gewöhnlichen Kreise liegt.

Es ist die Eigenheit einer ächten Volksschrift, sey sie prosaisch oder poetisch, das reit Menschliche aufzustellen, was überall und zu allen Zeiten gilt, unbekümmert um die Verhältnisse des Augenblicks, frey vom Partengeist, und alle Gegenstände, ohne Rücksicht auf strittige Systeme, nur aus dem Gesichtspuncte des moralischen Sinnes, und der heitern Vernunft betrachtend. Daher müssen in Schriften, die das Volk ansprechen sollen, nur allgemein gültige, auf dem innern Sinn beruhende Ur-

theile vorkommen, und alle Polemik daraus verbannt seyn. Es ist lächerlich und schädlich zugleich, Personen, Schriften oder Sachen vor einem Publikum anzugreifen, das dem größern Theil nach ungebildet, und also incompetent Richter ist. Heißt, das nicht eben so viel, als den Blinden über Farben urtheilen zu lassen, oder den Lahmen zum Tanzmeister machen zu wollen? Auf der andern Seite ist jede Possenreißerey, die blos den großen Haufen mit Alltagsgeschichtchen und schaalten Späßen belustigen will, dem edlern Zweck, den jeder Schriftsteller vor Augen haben soll, gänzlich zuwider. Der Haufe des Volks ist ohnehin, besonders in der modernen Welt, bey der Unbedeutendheit der meisten Berufsgeschäfte, der Gedankenlosigkeit nur zu sehr ergeben, und es fehlte noch, daß Schriftsteller sich bemüheten, den Verstand, anstatt ihn zu wecken, durch Kinderpossen in den Schlaf zu wiegen. Es kann hier nicht die Absicht seyn, gegen den guten Spas und den Wig aufzutreten zu wollen, aber beyde sind Waffen, die nur eine verständige Hand unschädlich zu führen vermag, weshalb sie eigentlich im Kreise der feineren Welt, als geistige Arzneyen, zu Hause sind; der rohe

Spaß aber verwundet bloß, ohne den Wig, als Heilmittel, mit sich zu führen.

Schon aus diesen Beschränkungen, denen der Volksschriftsteller, seiner Bestimmung nach, sich unterwerfen muß, ergibt es sich, welch ein reiner Geist, und welch ein gediegener Verstand dazu erfordert wird, um das Volk auf eine würdige Art durch Schriften anreden und bilden zu wollen. In dieser Hinsicht können wir nur des bekannten Volksromans von Pestalozzi, Lienhard und Gertrud, rühmliche Erwähnung thun. Alle Fehler dieses Buches machen dem Herzen des Verfassers die größte Ehre, denn sein tiefes, heißes Gefühl für die Leiden der niedern Stände reißt ihn aus dem Reich der Dichtung in das wirkliche Leben zurück, und verleitet ihn, in ein für den Leser mühsames Detail einzugehen, worüber der allgemeinere Gesichtspunct leicht aus den Augen verlohren wird. Möchte dieser edle Schriftsteller in seinem würdigen Alter uns noch eine Schrift hinterlassen, die, mit ruhiger Heiterkeit, in der Schilderung des häuslichen Lebens, diejenigen Gefühle und Grundsätze innig und glühend darstellte, welche allein dem Armen Trost, dem Reichen Zufriedenheit, und dem Großen Wohlwollen einzustößen im Stan-

de sind. Dieß wäre das wahre Volksbuch, ein
Segen für die Nation; und der schönste Lor-
beer, der je die Schläfe eines Dichters bekränzt
hätte.

Ciceros sämtliche Briefe,

überfetzt und erläutert

von

C. M. Wieland.

Wir glauben das theils zerstreute, theils zu sehr mit dem Zeitinteresse beschäftigte Publikum, aus mehr als einem Grunde, ganz besonders auf die Erscheinung dieser so merkwürdigen Briefe aufmerksam machen zu müssen. Wenn es zu jeder Zeit sinnigen, denkenden Menschen heilsam ist, aus dem verwirrenden Gedränge des Lebens sich in die heitere Gedankenwelt der Vorzeit zu versetzen, so wird es bey so unruhigen und gefährlichen Zeiten, als die gegenwärtigen sind, zum dringenden Bedürfnis, das Auge von der Verwirrung des Augenblicks und dem Kampfe der Parteyen hinweg, zu den vergangenen, durch große Köpfe dargestellten Weltbegebenheiten zu wenden, um dort den Gesichtspunct zu erweitern, den Geist zu schärfen, und durch allgemeine Ansichten und

bleibende Wahrheiten die Kräfte der Seele höher zu stimmen.

In dieser Hinsicht erhalten die Briefe des Cicero durch den gegenwärtigen Augenblick ein doppeltes Interesse. Sie begreifen die wichtigste Epoche in der Römischen Geschichte, wo die damalige Welt auf dem Spiele stand; und Cicero, der beredteste und geistreichste unter den Schriftstellern, schildert hier die darin vorkommenden Hauptpersonen als Augenzeuge und selbst Mitspieler in diesem großen Drama, dessen Begebenheiten hier nicht historisch entwickelt werden, sondern, wie im Leben, sich allmählig aus einander entfalten.

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so wäre es überflüssig und anmaßend, sie loben zu wollen. Vielleicht beschuldigen sie Einige, durch neuere Uebersetzer verführt, einer nicht ganz wörtlichen Treue. Wenn es aber wahr ist, daß der Geist und die Eigenthümlichkeit eines Autors ihn eigentlich ausmachen, und daß es mehr darauf ankommt, einen alten Schriftsteller so zu übersetzen, wie er in den heutigen Tagen und in unserer Sprache würde geschrieben haben: so ergibt sich leicht, daß wörtliche Treue

ein Verrath an dem Autor ist, den wir nicht als Skelett nachgezeichnet, sondern mit Fleisch und Blut, und verjüngt vor uns sehen wollen. Daher freuen wir uns den feinen, gewandten, und witzigen Staatsmann und Redner, aus dessen Munde Honig fließt, in jeder Zeile dieser wahrhaften Uebersetzung acht und lebendig wieder zu finden; so wie auch die hinzugefügten sehr interessanten Erläuterungen, und das voran gesetzte Leben des Cicero in einem dem Alterthume verwandten, klassischen Geiste geschrieben sind.

Wir können uns nicht enthalten, statt jeder anderen Empfehlung dieser anziehenden, und lehrreichen Lectüre, eine Stelle aus der Vorrede herauszuheben, in welcher Wieland selbst die Gründe entwickelt, weshalb die Briefe des Cicero, vor allen seinen übrigen Schriften, ein besonderes Interesse, zumal in gegenwärtiger Zeit, bey Lesern aller Classen erregen sollten.

„Wenn unter dem ganzen Nachlaß des gelehrten Römischen Alterthums den Schriften Cicero's, im Ganzen genommen, unstreitig die erste Stelle gebührt, so wird es dem Uebersetzer der Sammlung seiner sämtlichen auf uns gekommenen Briefe wenigstens zu verzeihen seyn,

wenn er sich zu behaupten getraut, daß diese Briefe

An verschiedene mehr oder weniger bedeutende Männer seiner Zeit und einige vertrautere Freunde (gewöhnlich Epistolae ad familiares oder diversos genannt) in 16 Büchern,

die 16 Bücher an L. Pomponius Atticus,

die Briefe an seinen Bruder Quintus Cicero in 3 Büchern,

und der im letzten Jahre seines Lebens mit M. Brutus geführte Briefwechsel

für Leser aller Classen, zumahl in der Zeit worin wir leben, nicht nur der anziehendste und unterhaltendste, sondern in mehrern Rücksichten sogar der gemeinnützlichste Theil seiner Schriften sind. Die Gründe dieser Behauptung in ihr volles Licht zu setzen, erlauben die Grenzen einer Vorrede nicht; es mag genug seyn die hauptsächlichsten nur mit wenigen Strichen anzudeuten.“

„Der Zeitraum von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, welchen diese Briefe umfassen, nemlich vom Jahr der Stadt 685 bis 710, in so fern er die Geschichte der letzten Lebensjahre der größten und ausserordentlichsten aller

Republiken, und der nächsten Ursachen ihres Untergangs enthält, ist ohne Zweifel das wichtigste, und (wenn die Welt über ihr höchstes Interesse Belehrung annehmen wollte) das lehrreichste Stück der ganzen Römischen Geschichte. Der Schauplatz, auf welchem diese furchtbare Welttragödie gespielt wurde, erreichte gerade in dieser Zeit seine weiteste Ausdehnung und eine statistische Größe, die kein anderer Staat vor und nach dem Römischen je zu erreichen vermögend war, eine Größe, die es der Republik, ihrer wesentlich fehlerhaften innern und äußern Organisation wegen, schlechterdings unmöglich machte, ein so ungeheures Ganzes noch länger zusammenzuhalten. Vier so große Männer — wie sie nur in Rom, und nur in dieser Zeit werden konnten — hatten sich noch niemahls beisammen gefunden als Pompejus und Cäsar, Cicero und Cato; nie hatte man so große Kräfte, in einem so hartnäckigen Kampf um Freyheit oder Slavery auf der einen, um Alleinbeherrschung der Welt oder Tod, auf der andern Seite, mit einander ringen sehen. Nie hatte sich noch so auffallend zu Tage gelegt, wie wenig die größten Talente, mit Rechtschaffenheit, Mäßigung und Hu-

manität verbunden, gegen grenzenlose Herrschaft, welcher alle Mittel zu ihrem Zweck zu gelangen gleichgültig sind, auszurichten vermögen. Nie hatte sich augenscheinlicher bewährt, daß die erstaunlichsten Weltveränderungen sich zwar aus dem vorhergehenden und gegenwärtigen Zustand der Dinge, aus dem Charakter der handelnden Personen, aus ihren Lagen, Verhältnissen und Leidenschaften, kurz, aus der immer individuellen Wirkung und Gegenwirkung aller dieser noch so sehr verwickelten Ursachen, so natürlich und begreiflich entwickeln, als ob die Götter und das Schicksal bloß müßige Zuschauer dabey abgäben: und gleichwohl der Verwegenste und Kuchlofeste so offenbar von den unsichtbaren Mächten unterstützt zu werden scheint, daß man sich nothgedrungen fühlt, in allem diesem den verborgenen Plan einer über die menschlichen Dinge waltenden höchsten Macht zu erkennen, von welcher der begünstigt scheinende Liebling des Glücks unwissender Weise das bloße Werkzeug ist.“

„Bedarf es eines weitem Beweises, wie interessant, schon aus diesem geschichtlichen und weltbürgerlichen Gesichtspunct, Briefe in einem solchen Zeitpunkt

und von einem solchen Manne geschrieben, der nicht nur beständiger Augenzeuge des großen Schauspiels, sondern selbst eine der bedeutendsten handelnden Personen war, für uns spätere Leser seyn müssen, welche, bey aller ihrer Unparteylichkeit, so viele Ursachen haben, jenes Terenzische,

Ich bin ein Mensch, nichts menschlichs ist mir fremd,

täglich auf sich selbst anzuwenden?"

„Alles Vergangene kommt, wie es scheint, in einer Art von Kreislauf der Zeiten, in mehr oder minder veränderter Gestalt wieder. Die alte Geschichte ist eine Art von Orakel zur Belehrung und Warnung derjenigen, deren Geschichte in tausend Jahren die alte seyn wird, nur Schade, daß diese prophetische Stimme das Schicksal der Weissagungen der Trojanischen Cassandra hat: man versteht sie nicht, weil man sie nicht verstehen will; man glaubt ihr nicht, weil man keine Lust hat ihr zu gehorchen.“

„Nichts kann für Leser von hellem Kopfe unterhaltender seyn, als aus dem hohem Standpunct, worauf uns achtzehn verstoffene Jahrhunderte gestellt haben, das ganze Spiel derjenigen zu überschauen, die einst in der Ge-

genwart dessen, was für uns Vergangenheit ist, wie in einem großen unsichtbaren Netze befangen waren: zu sehen, wie oft sie mit den schärffsten Augen bloß deswegen falsch sahen, weil die Gegenstände ihnen zu nahe waren, oder weil das Große, worauf ihr Blick unverwandt hätte geheftet seyn sollen, durch kleine sie umgebende Dinge verdeckt; oder durch krumme Pfade aus ihren Augen gerückt wurde. Wie oft, wenn man sie verlegen und ängstlich nach dem rechten Weg oder dem sichersten Ausweg hin und her rennen sieht, möchte man ihnen von oben herab zurufen: Hieher! Hieher! — Wie oft, wenn sie im Drang unzählbar auf sie zustürmender Menschen, Feinde und Freunde nicht unterscheiden können, oder mit größter vermeinter Behutsamkeit sich auf einen Menschen verlassen, der ihr Vertrauen täuschen wird, möchte man ihnen zuflüstern: du irrst dich, du sehest eine Schlange in deinen Busen! Ein sinniger Leser, der diese Briefe nicht bloß zum Zeitvertreib durchblättert, wird tausend Bemerkungen dieser Art zu machen Anlaß finden; und er würde nicht selten in Versuchung kommen, Männer von größtem Geiste, die in den größten Verhältnissen und Geschäften grau wurden, einer unbegreiflichen Schwach-

barberzig verunstaltete? Die Zweige, die sonst voll Saft, mit Blättern und Blüten prangend, die Krone des Stammes zierten, sind jest, zu dürrn Reifern herabgewürdigt, an das untere Ende des Stieles gebunden, um — traurige Bestimmung! — alles rein zu kehren, während sie selbst immerwährend schmutzig sind. Keine Spur ihrer ehemahligen Schönheit ist übrig geblieben, und selbst die Jahrbücher der Geschichte schweigen von dem einst so süppig blühenden Baume. O Besenstiel, welch ein armseliges Ding bist du geworden! Nur wenige Tage wird eine angerauchte Magd sich deiner bedienen, bis du, abgenutzt zu einẽ Stummel, zur Thür hinaus oder in den Ofen hineingeworfen seyn wirst!

Wenn ich dich so ansehe, dann werde ich gereizt zur großen Frage: Was ist der Mensch? — Und voll Dehmuth rufe ich aus: ein Besenstiel! —

In Fülle und Kraft, fähig immer hinauf höher zu streben, geschmückt mit den Locken der Jugend, die gleichsam das Laub sind dieses vernünftigen Baumes, setzt die Natur den Menschen in die Welt, und er gedeiht zur Freude der Geister, bis Unverstand und Unmäßigkeit mit schneidenden Instrumenten seine Nester her-

unter hauen, und der dürre Stamm, kahl und von seinen Wurzeln getrennt, auf die Erde fällt. Und wie an den Besenstiel fremde Aeste gebunden werden, so setzt der Mensch eine Perücke von falschen Haaren auf sein kahles Ende, und dankt Gott, wann er noch die Augen einer Küchennagd auf sich zieht!

O Mensch mit der großen gepuderten Perücke, der du dich prahlst, Ordnung und Keilichkeit im großen Pallaste der Welt zu erhalten, bist du mehr als ein Besenstiel, der Stolz ist auf den Raub von Birken, die seine Krone nicht erzeugt hat, und die bedeckt sind mit Staub, der immer Staub bleibt, wäre er auch der Kehricht aus dem Puzzimmer der schönsten Prinzessin. Darum denke an den Besenstiel, wenn dich die Eitelkeit anwandelt. Siehe! Wie an dem Besen das Oberste zu unterst gekehrt ist, so bist auch du ein verkehrtes Geschöpf; dessen Seele von niedrigen Neigungen regiert wird, und das seinen eigenen Kopf mit Füßen in den Staub tritt. Erkenne mit Bescheidenheit dein Loos an, in der Hand höherer Wesen ein Instrument zu seyn, den Schmutz der Welt fortzuschaffen. Erdreuste dich nicht, alles zu meistern, alles besser zu wissen und besser zu machen, und allem Jammer abzuhelfen!

Bilde dir nicht ein, du kehrest den Unflath weg, wann du ihn nur weiter trittst! Und wenn du am Ende deiner Tage, wie der Bruder Besen, ein Sklave der Weiber wirst, so klage das Schicksal nicht an, das dich über lang oder kurz zum Hause hinaus, oder in den Ofen wirft, damit du deinen Nachkommen und Verwandten noch zur Erwärmung dienen mögest.

Darum o Mensch, denke oft an den Besenstiel!

Das Sonntagsblatt.

Nro. 118.

Sonntag den 3. April 1809.

Ueber das schnelle Fahren.

(Schreiben an die Herausgeber).

Meine Herren!

Da Sie sich den lobenswürdigen Zweck vorgesetzt haben, jede Art von Thorheit im Ernst und Spott zu verfolgen, so bin ich so frey, Sie auf eine unter uns leider nicht ungewöhnliche Unart aufmerksam zu machen, und diejenigen, welche sich dieselbe zu Schulden kommen lassen, Ihrer Züchtigung anzupfehlen. Ich meine das schnelle Fahren und Reiten in den größtentheils engen Gassen der Stadt, wodurch mehrere Menschen das Leben verlieren, und andere zu Krüppeln verunstaltet werden. Das Gouvernement hat ernste Verordnungen dage-

gen bekannt gemacht, und manchem Kutscher, wurde die Uebertretung derselben handgreiflich und nachdrücklich verwiesen. Der geringste Grad eigener Ueberlegung sollte schon hinreichen, jeden zu beweisen, daß es so lieblos als unverständlich ist, in volkreichen Gassen die Fußgänger alle Augenblicke der Todesgefahr auszusetzen. Wer kann billiger Weise verlangen, daß diejenigen, die ihren Geschäften nachgehen, die größte Aufmerksamkeit ausbieten sollen, damit andere Leute desto unachtsamer dem Nichtsthun nachjagen können? Gleichwohl geschehen durch solche Unbesonnenheiten beynahe täglich mehr oder minder bedeutende Unglücksfälle, und fordern sonach jeden rechtlichen Mann auf, wirksame Mittel dagegen zu ersinnen. Ich habe eine Liste der im vorigen Jahre, durch das schnelle Fahren und Reiten, beschädigten Personen vor mir, aus welcher ich ersehe, daß innerhalb fünf Monaten vier Menschen dadurch getödtet, und neunzehn andere gefährlich verwundet wurden; von den letztern tragen noch jetzt die meisten an einer lahmen Hand, oder an einem lahmen Fuß das Andenken fremder Leichtfertigkeit mit sich herum. Außerdem sind viele andere Menschen durch dergleichen Unfälle mehr oder minder bedeutend verletzt worden.

Wie viel der Schreck allein, besonders bey schwangern Frauen, geschadet haben mag, läßt sich gar nicht berechnen.

In einer großen Stadt, wo die Geschäfte sich mannigfaltig durchkreuzen, ereignet sich der Fall auch häufiger, als in kleinen Orten, daß es für die Fahrenden wichtig ist, jeden Augenblick zu benutzen, um schnell irgendwo hinzukommen. Dieß kann für eine Entschuldigung gelten, und mag auch die Ursache seyn, warum man dem Uebel noch immer nicht durch kräftige Mittel hat steuern können. Aber es ist sonderbar, daß die wenigsten Leute, welche sich auf diese Art zu übereilen pflegen, einen solchen Grund für sich anführen können, indem sie weit öfter vom Muthwillen, als von dringenden Geschäften getrieben werden. Die Eifersucht einiger Fiaker, die sich einander vorsehnen wollten, hat drey Menschen das Leben gekostet. Der Kutscher, der auf dem Glacis eine Wittve überfuhr, hatte dazu keinen andern Grund, als daß seine Herrschaft sich die Langeweile vertreiben wollte. In der Kärnthnerstrasse wurde eine Frau durch ein Wagenrad gefährlich verwundet, weil eine junge Wittve ihrem Kutscher die Eile anempfohlen hatte. In der Leo-

polbstadt wurde eine andere Frau durch eine elegante zweyrädrige Chaise gegen einen Eckstein geworfen, wobey sie den Arm brach, — weil der junge Herr, der darin saß, nach einigen vorübergehenden Schönen schielte. — Ein hastiger Ritter, der nach dem Prater eilte, und seine Augengläser zu Hause gelassen hatte, ritt gerade auf ein Kind zu, so daß dieses unter die Füße seines Pferdes fiel; das Thier war aber vorsichtiger und bescheidener als der Herr, und der schreiende Knabe kam mit dem bloßem Schreck davon. — Eine Revierjägerstochter wurde in der Weihburggasse von einer privatisirenden Frau, die selbst kutschirte, überfahren.

Glauben Sie nicht, daß diese Geschichten nur zum Spaß erfunden sind, der Spaß wäre bey einer so ernsthaften Sache sehr am unrechten Orte. Meine Nachrichten sind vielmehr aus einer zuverlässigen Quelle geschöpft. Sie werden daher aus diesen durchaus wahren Beyspielen abnehmen können, wie wenig Schonung diejenigen verdienen, welche das Polizeygesetz, wodurch das schnelle Fahren verboten ist, übertreten haben. Da die Gesetze, wie alle menschlichen Einrichtungen, nicht jedes Uebel verhindern können, und die Abstrafung einiger Fiaker und der andern gemeinen Kutscher bisher wenig

gefruchtet hat: so bin ich auf den Gedanken verfallen, ob Sie, meine Herren, in ihren Nachrichten des Frag- und Kundschafft = Amtes für gebildete Stände, nicht einen stehenden Artikel einführen könnten, in welchem die Leute mit Namen genannt würden, die durch schnelles Fahren irgend jemanden beschädiget haben. Ich erbiethe mich, Ihnen die genauesten Listen zu liefern. Es müßte sich ganz artig ausnehmen, wenn es z. B. hieße: Herr N. N. hat auf einem Ritt zu der Gebieterinn seines Herzens schon wieder zwey Kinder überritten. Oder: Frau von F. lenkte die Kofse ihres Phaetons gestern auf ein armes Dienstmädchen, welche gleich darauf den Geist aufgab. Ich sollte meinen, daß eine solche öffentliche Ausstellung nicht ohne Wirkung bleiben könnte. Sie, meine Herren, würden sich dadurch ein neues Verdienst erwerben; und obgleich die Verhütung eines Unglücks weniger auf lauten Dank der Menschen Anspruch machen kann, indem man nicht leicht daran denkt, jemanden dafür verbunden zu seyn, daß man nicht Hals und Bein gebrochen hat: so ist eine solche Art der Wirksamkeit doch nicht weniger wohlthätig, und um so edler, da sie nicht laut gepriesen werden kann. Möchte es

Ihnen gelingen, die gewöhnliche Unart unserer
Kutscher und Reiter wo möglich ganz auszu-
rotten; ich würde mich glücklich schätzen, eini-
gen Anlaß dazu gegeben zu haben.

Traugott Pferdeschen.

T h e a t e r.

Gö ß von Berli ch i n g e n

bearbeitet

von

Herrn Grüner.

Herr Grüner hat in einer Nachricht an das Publikum sich geäußert, daß er bey dieser Bearbeitung einen doppelten ästhetischen Vorsatz vor Augen gehabt habe, erstens: die Eigenthümlichkeit dieses großen Meisterwerkes beizubehalten, und zweytens: Alles hinzuzusetzen, was dem Auge wohlgefällig seyn kann.

Obgleich dieser zweyte Vorsatz, aus dem Gö ß von Berli ch i n g e n, diesem einfachen, kräftigen Gemählde alter Ritterzeiten, ein Pa-

radestück zu machen, schon an und für sich ungereimt ist so wollen wir doch vor Allem nachsehen, was denn der Kühne Bearbeiter zur Ergözung des Auges hinzugefügt habe. Nach genauer Vergleichung finden wir auch drey Verzierungen, die Herr Grüner angebracht hat, um einen Knalleffect hervorzu- bringen. Die erste ist, daß wir den Gög und den Hans von Selbig mit einem großen Haufen von Reutern und Fußvolk gegen ein paar Nürnbergische Kaufleute ausziehen sehen; wo- bey der Gög ein lustig Lied singen läßt, und sich dabey folgender Worte bedient: „Dieser „Zug gleicht mehr einer Hasenjagd, als einer „ernsthafte Sache. Darum Trompeter, laß ein „fröhliches Liedchen tönen, und ihr Reiter folgt „mir, ich führe Euch zum fröhlichen Tanze.“

So würde vielleicht Herr Grüner selbst im vorkommenden Falle gesprochen haben; aber der ernste Gög spreizt sich nicht auf solche Art, läßt weder bey einer Hasenjagd, noch wenn es gilt, fröhliche Liedchen tönen, und führt seine Reiter nicht zum fröhlichen Tanze. Es ist eine sträfliche Anmaßung, diesem von Göthe ächt und gediegen dargestellten Charakter so fremde, unnütze, und falsche Worte unterzuschieben,

wie in dieser Umarbeitung mehr als einmal geschieht. Das Lied selbst ist das schöne Schillersche Reiterlied, und verdient wahrhaftig nicht weder so gemißbraucht, noch so schlecht und ärmlich gesungen zu werden, als es hier geschieht. Wie aber die Hinzufügung dieses Liedes dem Auge wohlgefällig seyn kann, überlassen wir Herrn Grüner ausfindig zu machen.

Die zweyte Verzierung ist, daß der Bearbeiter aus dem Unbekannten, der den Götze vor den Nachstellungen der Bauern-Anführer warnt, einen schwarzen Ritter, oder vielmehr ein Gespenst macht, denn er verschwindet wie eine Blase. Dieser Ritter verkündigt auch dem Götze, auf gute Gespenstermanier, daß sein letztes Stündlein gekommen wäre. Sieht denn Herr Grüner nicht ein, daß ein Gespenst dem schlichten, festen Götze gegenüber eine höchst erbärmliche Figur spielt, und sich also ganz unsonst inkommodirt?

Die dritte Zierrath ist, daß wir den Weislingen auf dem Theater sterben sehen, und zwar an der Nachricht, daß er vergiftet sey. Das schöne Gebet der Maria im Göthischen Stück mußte demnach einem andern weichen, das an

Kraft und Wahrheit nicht an das vorige erinnert.

Dies sind die Thaten des Bearbeiters, und wir fragen jeden, ob irgend etwas dem Auge Wohlgefälliges darin sey?

Aber Herr Grüner hält mit Recht den Götz von Berlichingen für ein Meisterwerk, und wenn ihm auch seine Zusätze mißlungen sind, so konnte man doch, nach dieser Erklärung erwarten, daß er in seiner Umarbeitung für die Bühne, mit der größten Treue und Bescheidenheit zu Werke gegangen seyn würde.

Zuerst müssen wir vorausschicken daß jede Bearbeitung des Götz für das Theater verunglücken muß, wie dieß selbst mit der von Göthe später verfertigten der Fall ist. Götz von Berlichingen ist historisch und biographisch entworfen, und nur dramatisch ausgeführt. Es ist wahr, daß diese Ausführung so trefflich und charakteristisch ist, daß man selten oder nie ein Wort weglassen, geschweige denn hinzusetzen darf; doch dieß vermehrt nur die Schwierigkeiten einer Bearbeitung. Auf der andern Seite finden wir hier das wirkliche Leben eines Mannes geschildert, mit allen Zufällen und Wunderlichkeiten, denen die Schicksale der Menschen unterworfen sind. Hier sehen wir

Keine Handlung, sondern nur Begebenheiten, ohne Zusammenhang und Einheit, meistens ohne dramatisches Interesse, und nicht von der Art, daß der Mann, dem sie geschehen, dadurch wichtig wird, sondern sie erhalten vielmehr erst durch ihre Bedeutung und Würde. Dieß ist der Grund, warum Götze von Verlichingen nie ein Theaterstück seyn kann, da Einheit der Handlung die nothwendigste Eigenschaft und Bedingung jedes dramatischen Werkes ist. Will aber jemand demungeachtet den Götze bearbeiten, so muß es sein erstes Gesetz seyn, den Charakter des Helden in seiner ganzen Reinheit unverletzt zu bewahren, denn auf ihn bezieht sich Alles; selbst das widerwärtige, schmählische Schicksal, dem er unterliegt, wird sonderbar und groß durch die Art, wie er es trägt.

Wir wollen demnach sehen, in wie fern Herr Grüner die Aufgabe gelöst hat, den Götze und die ihn zunächst angehenden Personen treu und individuell darzustellen.

Um mit dem Aeußeren anzufangen, so liegt schon ein Verstoß gegen alle innere Wahrheit darin, daß Begebenheiten, die sich nur in einem Zeitraume von vielen Jahren zugetragen haben, bey einer theatralischen Aufführung sich so an einander reihen, daß der Zuschauer glaubt,

sie wären höchstens innerhalb einiger Tage geschehen.

So erhält die Verlobung der Schwester des Götz mit Sickingen, bald nach ihrer ersten mit dem treubruchigen Weisklingen, durch den Mangel eines Zwischenraums, etwas Anstößiges. Adelheid wird ihres Gemahls überdrüssig, noch ehe man gesehen hat, daß sie sich seiner Zuneigung erfreuet. Selbst Götz kommt, unmittelbar von seiner Gefangenschaft zu Heilbronn, unter die aufrührerischen Bauern, als wenn es seine Absicht gewesen wäre, ihr Anführer zu werden. Diese Unschicklichkeiten sind zwar bey jeder Aufführung nicht ganz zu umgehen, der Bearbeiter hat aber doch, durch die übereilte Zusammenziehung der Scenen, einige Schuld daran, besonders gegen das Ende.

Ein wichtigerer Vorwurf, und in der That der stärkste, ist der, daß Herr Grüner sowohl in seiner Bearbeitung, als in der Darstellung dieser Rolle, den Charakter des Götz ganz verfehlt hat, ja nicht einmal geahndet zu haben scheint, daß hier ein Charakter zu respectiren sey. Götz von Berlichingen ist schon zu Anfang des Stückes im angehenden Herbst seiner Jahre, obgleich in voller Mannskraft, und stirbt erschöpft, und lebensmatt an seinen Wunden und am Alter.

Marie, seine Schwester sagt zu Weißlingen, um ihn zur Schonung gegen ihren Bruder zu bewegen: „Und wenn du fähig wärest sein graues Haupt“ — Herr Grüner hat sich als Götz nicht zum grauen Haupte verstehen wollen, und setzt sehr bescheiden an dessen Stelle: „sein männlich schönes Haupt.“ Durch diese Verjüngung wird der ganze Götz in ein schiefes, falsches Licht gestellt, besonders wird sein Ende dadurch unerklärbar und beynahelächerlich, denn er fällt, so zu sagen, ohne Hieb, und wie in heiler Haut. Ueberhaupt spielt Hr. Grüner diese Rolle ungefähr in derselben Manier wie den abenteuerlichen Abällino, oder den wagehalsigen Kaspar den Thorringer; bald läßt er ihn in breitem Tone Wahrheiten predigen, bald mit einer Stentorstimme, gleich einem Bramarbas, die Gewalt seiner Lungenflügel zeigen. Die Bearbeitung geht hierin mit dem Spiel Hand in Hand. In der Scene, worin Götz zu den Zigeunern kommt, die ihn gegen seine Verfolger beschützen wollen, wird im Original das Gefecht nicht vorgestellt, und Götz außerhalb der Scene gefangen genommen. Herrn Grüner genügt dieß nicht: der stark verwundete Götz muß sich noch auf der Bühne mit ein Duzend Reitern herum hauen, ver-

muthlich, weil man es sonst nicht glauben möchte, daß er so tapfer sey.

Andere Veränderungen sind eben so unglücklich angebracht. Das entscheidende Gefecht mit den Reichstruppen, das Göthe, während es vor sich geht, sehr interessant von einem Knecht, der eine Warte besteigt, dem verwundeten Selbiz beschreiben läßt, wird hier dagegen auf der Bühne selbst aufgeführt, wobey einige Duzend Bursche entsetzlich schreyen, und in die Luft hauen. Man weiß aber, wie lächerlich solche Kasbalgereyen, selbst auf einem großen Theater, ausfallen, und wie sehr sie das ernste Schauspiel zu einer buntschäckigen Posse herabwürdigen.

Die Rathhaus-Scene zu Heilbronn ist gleichfalls durch die Zusammensetzung zweyer Scenen verdorben worden. Sickingen bricht mit seinen Reitern herein, hält den kaiserlichen Rätthen eine scharfe Predigt, bespricht sich dann in Gegenwart Aller ganz vertraulich mit Götz, und wie beyde endlich abgehen, so stellen sich die Rätthe pathetisch im Vordergrund in einen halben Kreis, und der Erste unter ihnen sagt mit lächerlicher Gravität: „die Commission

ist aus." Muß denn der Hanswurst schlechterdings überall hervorgucken?

Auch bey verschiedenen andern Personen, und gerade bey den trefflichsten, ist es dem Bearbeiter gelungen, ihre Originalität, ja die Seele ihres Charakters, mit einigen Veränderungen glücklich wegzuwischen. Die treue, fromme Elisabeth, das Muster eines Weibes, wird unter den Händen des Herrn Grüner eine vorlaute, streitbare Amazone. In der Scene worin Göt mit seinen Knechten bey Tische sitzt, und sie fragt, „was soll unser letztes Wort seyn?“ ruft nicht der brave Georg, wie im Original steht, sondern Elisabeth aus: „es lebe die deutsche Freyheit!“ Es ist eine ungeschickliche Freyheit, wenn ein Weib sich herausnimmt, von der Freyheit zu reden, besonders in Gegenwart tapferer Männer. Der stillen Elisabeth sieht es aber ganz unähnlich, die nur Worte des Trostes und der Ergebung hat in der Zeit der Leiden.

Noch alberner ist es, wenn Elisabeth gleich darauf einen platten Spas macht, und zu den Knechten sagt: „laßt, laßt, sie sollen gedeckt finden, ohne Essen, das wird sie ärgern.“ Am lächer-

lichsten ist es aber, wenn sie auf die Nachricht, daß Gd̄z überfallen worden sey, ausruft: „Nicht zagen, jammern, handeln, handeln für meinen Georg — folgt mir!“

Da die angeführten Proben mehr als hinreichend sind, über den Werth oder Unwerth dieser Bearbeitung zu entscheiden; so begnügen wir uns, noch einige Worte über die Aufführung dieses Stücks hinzuzufügen. Man muß den Schauspielern im Theater an der Wien die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ganz im Geist der Bearbeitung gespielt, und Alles gethan haben, um den Gd̄hischen Gd̄z von Verlichingen zu einem Spektakel- und Pferdestück zu erheben. Jedoch sind als Ausnahmen anzuführen, Herr Scholz als Hans von Selbiz, und Herr Demmer der Jüngere als Franz, welche beyde mit Erfolg sich an das Original gehalten haben. Besonders gefiel es uns, daß die Scene, worin die furchtbare Behme nächtllich richtet, recht erbärmlich gespielt wurde, um nähmlich in unsern jezigen, aufgeklärten Zeiten dergleichen barbarische Gebräuche lächerlich zu machen.

Wir schließen mit dem Wunsch, daß man
künftig Bearbeitungen von Meisterwerken für
kein leichtes Nachwerk ansehen, und sie nicht
Schauspielern anvertrauen möge, die oft ein
Stück sich selbst anpassen, anstatt sich in den
Geist desselben zu versetzen, was freylich
schwerer ist.

Die erste Liebe

von

Madame Weiffenthurn.

Madame Weiffenthurn hat das Theater mit so manchen Stücken beschenkt, die den Beyfall des Publikums erhielten, daß es billig ist, sie als Autor zu betrachten, und darum wird man es uns eher für eine gerechte Anerkennung, als unzeitige Strenge auslegen, wenn wir über das neueste Werk dieser beliebten Schriftstellerinn ein unparteyisches Urtheil fällen.

(Da die Damen, wie man sagt, gern etwas außer der Regel thun, so scheint auch die Verfasserinn versucht zu haben, wie ein Stück sich ausnähme, worin gar keine Handlung vorkommt. Daher ist es nicht sowohl als ein

dramatisches Werk, sondern mehr wie ein Kunststück anzusehen. Daß keine Handlung im Stück ist, hat jeder Zuschauer zwar nicht sehen, aber leider hören können. Allerdings gibt es Worte, die so gut wie Handlungen sind, weil sie zu Handlungen führen, oder dazu vorbereiten: aber hier führt ein Wort nur das andere herbe, und jede Phrase wird von einer neuen abgelöst. Nur aus dem Widerstreit verschiedener Interessen geht die Handlung hervor; in diesem Stück sind jedoch die Hauptpersonen sämtlich einverstanden, bis auf den jungen Grafen, der ein Bauernmädchen heirathen will, da er aber Widerstand findet, im entscheidenden Augenblick sich auf seinem Zimmer einschließt, und weint. Bey einem so zahmen Nebenbuhler, und der völligen Harmonie der übrigen Personen ist es kaum zu begreifen, wie dieß Stück den dritten Act hat erleben können. Die Scene mit dem Inspector ist offenbar nur dazu da, damit ein Spigbube im Stücke sey, und der Edelmuth der Andern dadurch gehoben werde; denn edel sind sie alle bis auf den Lackeyen, der kein Trinkgeld annimmt. Der ahnenstolze, auf seinen Stammbaum beschränkte Onkel, eine auf der Bühne alt ge-

wordene Personage, erscheint hier eben nicht sonderlich aufgestuzt, denn er hat weder das Lächerliche, noch das Bedeutende, was man einem solchen Charakter geben könnte, und ist so wenig gehalten, daß er seinen Neffen den Homer und den, wie er sagt, sich immer gleich bleibenden Socrates zur Lectüre empfiehlt. Wie ein solcher Baron zum Socrates, und der Socrates zu diesem Prädikat komme, das auch auf einen Blödsinnigen passen kann, ist wirklich zu verwundern.

Die Bauernfamilie ist am gelungensten dargestellt, weil einfache Menschen leichter zu schildern sind, als verfeinerte. Besonders hätte der Charakter des alten trostigen Gruber, der eine Art von gutem Murrkopf ist, interessant werden können, wenn er in Bewegung und Thätigkeit gesetzt worden wäre; da sich aber gar nichts mit ihm zuträgt, so konnte er uns nur einige Redensarten zum Besten geben. Die gute Mutter Anna thut nicht viel anders als weinen und beten. Ihr Sohn Philipp ist eine gerade, derbe Natur, aber hier und da durch einen Anstrich von Empfindsamkeit verwässert, und kann aus Mangel an Anlaß auch nicht recht zum Durchbruch kommen. Schade,

daß dieser wenigstens rüftige Schlag von Menschen beym Ausgang des Stücks sich ganz im Hintergrund verliert, und zwar wegen eines solchen Pinsels, als dieser junge Graf ist, dem ganz umsonst der Heroismus der Aufopferung aufgeschwast wird; denn, wenn er auch nicht wollte, so gieng doch alles seinen Gang ruhig fort. Der Grund dieser fehlerhaften Führung des Stücks liegt hauptsächlich in dem verunglückten Charakter der alten Gräfin. Diese durchaus gefühlvolle und edelmüthige Dame soll eigentlich die Seele und Triebfeder des Ganzen seyn, da aber alles schon ohnedem auf dem Reinen ist, so hat sie kein anderes Geschäft, als durch einige wohl gesetzte und mit Tiraden und Sentenzen fleißig, durchspickte Reden ihren verliebten Sohn zur Vernunft zu bringen. In dieser Absicht erinnert sie ihn an seine Ahnen, die jetzt in ihrer Gruft von ihren Thaten ausruheten, und fodert ihn auf, ihrem glänzenden Beyspiel zu folgen. Der Sohn erwiedert ganz verständig, ein Gutsbesitzer könne auch auf seinen Gütern auf eine nützliche Art leben, und viel Gutes thun. Darauf gibt sie ihm aber die Lehre: der Adel sey dazu geböhren, seinem Fürsten zur Seite

zu stehen, und sowohl im Krieg als im Frieden die ersten Aemter des Staates zu verwalten. — Wir geben der Frau Gräfin zu bedenken, daß dieser Grundsatz dahin zu beschränken ist, daß der Staat eigentlich nur die guten Köpfe braucht, und zwar aus allen Ständen; ein so alberner junger Edelmann, wie dieser Graf ist, thut dagegen sehr wohl daran, seinen Unverstand nicht außerhalb seiner vier Pfähle zu Markt zu tragen. Mit gleicher Uebertreibung fragt sie ihren Sohn, ob er hinter dem Pfluge hergehen, und als ein unbedeutender Landmann sterben wolle? — Sehr viele Englische und Deutsche Edelleute verwalten ihre Güter zu ihrem und des Staates wesentlichem Nutzen, gehen aber darum nicht hinter dem Pfluge her. Wir führen dieß nur an, um zu zeigen, daß man sich vor Tiraden und Floskeln, die immer ins Blaue gehen, in Acht zu nehmen habe, besonders aber im Lustspiel, welches seiner Art nach individuell seyn soll. Endlich, nachdem sie ihn schon durch alle diese schönen Worte gerührt hat, erklärt sie ihn, um sein Ehrgefühl aufzuregen, für mündig, und stelle es ihm frey, zu thun, was er selbst für gut

sände. Sollte man nicht glauben, die Bauern in Deutschland wären noch Leibeigene, oder der junge Herr Graf habe das jus primæ noctis? Denn nur durch Gewalt konnte er in diesem Fall etwas ausrichten, da das Mädchen einen andern liebt, und ihr Vater sie lieber einem Bauern als einem Grafen geben will. Es ist sonderbar, daß es dieser Dame nicht eingefallen ist, ihrem Sohne, statt aller andern Gründe, vorzustellen: das Mädchen liebt dich nicht, sie ist mit einem andern versprochen, und ihr Vater ist entschieden, sie, trotz deines Standes, nicht dir, sondern ihrem Bräutigam zu geben; es ist also eben so unnütz als schimpflich deiner thörichten Liebe länger nachzuhängen.

Die Sprache in diesem moralischen Gelegenheitsstück ist nicht so gut wie in den übrigen Stücken der Verfasserin. Der sentenziöse Styl wechselt mit einer mahlerisch blumigen Schreibart ab, die oft ins Süßliche und Fade fällt. Die letztere Manier ist zum Theil schon aus der Mode gekommen, die Gleichnisse von Licht und Schatten, von zarten Blumen, die vom Unkraut ers-

sticht werden , und dergleichen Süßigkeiten
mehr , wollen seit langem nicht mehr zie-
hen , und sind besser in die Spinnstuben
zu verbannen , als wieder auf die Bühne
zurückzubringen.

W. N.

Das Sonntagsblatt.

Nro. 119.

Sonntag den 10. April 1809

Ueber den Unterschied

zwischen

Verändern und Verbessern.

Die Sehnsucht nach Veränderung ist eine so herrschende und mächtige Neigung, daß man sie für einen Grundzug der menschlichen Natur halten kann. Viele Schriftsteller haben versucht diesen Hang für eine angestammte, böse Neigung zu erklären. Es wäre aber ungerecht, eine Neigung zu verdammen, die mit dem Vorzüglichsten und Edelsten in uns gleichsam verwachsen ist, die zu Allem, was von jeher gethan worden, die erste Anregung gab, und, uns vom Schlendrian und von der Schlaffucht aufweckend, anreißt und spornet in jeder Bahn der Erkenntniß rastlos vorwärts zu dringen.

C c

Wenn auch der Hang nach Veränderung von Unzufriedenheit, und diese von Beschränkung zeugt, so ist er dagegen auch der sichtbarste Beweis des unermüdligen Strebens, die Grenzen unsers Denkens ewig zu erweitern, und uns so einer Vervollkommnung anzunähern, von der die größten Köpfe, besangen vom Zeitgeiste, nur schwache Ahnungen haben können. Generationen sterben aus, Reiche werden zerstört, Nationen mit ihren Gesetzen und Gebräuchen gehen unter, aber das Menschengeschlecht schreitet in seiner Entwicklung fort, und selbst die Barbarey oder Ohnmacht, die oft Jahrhunderte hindurch ganze Welttheile gefesselt hält, löst sich in regsamere, vielseitigere Thätigkeit, in ein erweitertes, größeres Leben auf; als wenn das Menschengeschlecht, gleich dem Boden, Ruhe bedürfe, um mit verjüngter Kraft neue Blüten und Früchte zu treiben.

Mit Recht erkennen wir daher diesen Hang, unsere Umgebung zu verändern, etwas Neues hervorzubringen, ja uns selbst umzuschaffen, für den Wecker des Lebens, und für die Triebfeder der Welt an; aber was für das Allgemeine zweckmäßig und nothwendig ist, kann im Einzelnen tadelnswürdig und ungereimt seyn.

In den Plan der Welt passen der Blödsinnige und der Bösewicht eben so gut als der Weise, aber in unsern Augen sind sie himmelweit verschieden. Dem Menschen ist es nicht gegeben, in das verborgene All zu schauen, und keine Hand leitet uns durch das dunkle Labyrinth der Welten. Die wahre Philosophie enthält sich daher des vergeblichen Grübelns über den Ursprung, den innern Zusammenhang, und die Bestimmung der Welt, und begnügt sich, die Regeln und Gesetze aufzustellen, auf welche alles Denken und Handeln der Menschen, wenn es sich nicht selbst widersprechen soll, zurückzuführen ist. Darum ist jedes Vorgeben bloß kosmopolitischer Ansichten, in so fern sie sich nicht auf die Vernunft oder das moralische Gefühl hinleiten lassen, entweder Betrug oder Chimäre, und das Bestreben, den unsichtbaren Weltgeist erfassen zu wollen, ein eitel thörichter Wahn.

Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, erscheint der Hang zur Veränderung als eine Neigung, die an sich weder gut noch böse ist, aber ohne verständige Leitung nachtheilig und sogar verderblich werden kann. Je feiner und schärfer die Sinne und der Geist bey einem Volke sich entwickeln, desto unbefriedigter und begehrt

samer wird das menschliche Herz, und eine Unruhe, ein Verlangen und Sehnen nach unbekanntem Dingen verbreitet sich über alle Stände und Alter.

Dies unruhige Sehnen erhält verschiedene Nahmen, je nach dem Gegenstand, auf den es sich bezieht. In Hinsicht politischer Gegenstände nennt man es Neuerungsucht, die bisweilen durch gewaltsamen Widerstand, und den Drang der Selbsterhaltung, bis zum Revolutionsgeist angefaßt werden kann. Gefährlich und umsonst ist es, wie die Erfahrung zeigt, diese Sucht nach Neuerungen durch Gewaltmittel tilgen, oder durch Festhalten am herkömmlichen Schlandrian, unterdrücken zu wollen. Der immer fortschreitende Zeitgeist erfordert allmälige, heilsame Veränderungen, so wie der erwachsene Mann nicht mehr in das Röckchen des Kindes hinein zu zwingen ist. Das beste Heilmittel gegen diese schädliche Sucht ist, durch die öffentliche Stimme, das heißt, durch die Schriftsteller zu wirken, aber nur durch solche, die in ihren Schriften Mäßigung, einen hellen Geist, und Liebe zur Ordnung bewiesen haben.

Der Gang zur Veränderung erscheint in der mannigfachsten Gestalt, und wird modificirt durch das Geschlecht, den Stand, den Grad der Geistesbildung, und durch andere zufällige Bestimmungen. Bey den Weibern artet er fast durchgängig in Gefallsucht und Coquetterie aus, wie seltsam er sich auch verhalten mag. Es ist auffallend, daß bey allem, was die Weiber sagen, schreiben, oder thun, es mag noch so geistig und überirdisch klingen, doch die Liebe, oder etwas dem Aehnliches im Hinterhalte lauert. Die Klagen über das drückende Einerley des Lebens, über Beeinträchtigung und Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes, so wie über die zunehmende Frivolität und Gefühllosigkeit der Männer; alle diese Beschwerden, die man so häufig aus dem Munde der Frauen hört, sprechen alle nur den geheimen Wunsch aus, geliebt zu seyn, und zu lieben. Es ist übrigens eine ungegründete Beschuldigung, wenn man die Weiber im Allgemeinen veränderlich schilt. Die Erfahrung lehrt, daß in den meisten Fällen die Untreue vom Manne ausgeht, auch ist diese leicht aus der Natur der Sache zu erklären. Für den Mann ist die Liebe ein Genuß, für das Weib ist sie Bestimmung und Geschäft ihres Lebens. Die weibliche Ge-

fallsucht ist oft nur eine Vorübung und Art von Nothwehr gegen voranzuziehende Ereignisse; — und wessen ist die Schuld, wenn die mehr als einmal verlassene Geliebte endlich zur Coquette wird? Es dünkt uns einleuchtend zu seyn, daß die Weiber bey jeder Untreue nur zu verlieren, und nie zu gewinnen haben, denn im Grund ist nur der zuerst Beglückte, der wirklich Glückliche, und die fesselnde Dankbarkeit der ersten Liebe, die alles als ein Geschenk annimmt, macht bey einem späteren Verhältniß, dem lockern Bande der Convenienz, dem kalten Interesse, oder der bald übersättigten Sinnlichkeit Platz.

Ueberhaupt kann man als Grundregel aufstellen, daß jede Veränderung, die keine Verbesserung ist, nothwendig nachtheilig ausfallen muß. Es ist ein Grundgesetz in der physischen sowohl als geistigen Natur, daß es nirgends einen Stillstand gibt, so daß, was nicht höher steigt, herabsinkt. Demungeachtet thut der Mensch so vieles ohne eine Absicht dabey zu haben, und als wenn es von keinem Einfluß und keiner Bedeutung wäre. Es gibt zwar so wichtige Schattengestalten, daß die größte Veränderung in ihrer Umgebung, z. B. eine Reise um die Welt, keinen merklichen Eindruck in ih-

rem Innern zurückläßt. Je kräftiger aber die Anlage eines Menschen, und je feiner seine Empfänglichkeit ist, in desto engerer Wechselwirkung steht sein Inneres mit seiner Außenwelt, und um so tiefer berührt ihn das Neue was am Flachkopf flüchtig vorüber streift.

Junge Leute sind in der Regel mit allem unzufrieden, nur nicht mit sich selbst, daher ist ihnen jede Veränderung willkommen, und jedes Neue scheint ihnen das Rechte zu seyn. Ihre unruhig bewegte Phantasie maßt ihnen die Gestalten des Lebens viel größer und glänzender als die karge Erfahrung sie ihnen zeigt, und das lebhafteste Jugendgefühl, das sein Begehren für wirkliche Kraft hält, findet sich zurückgesetzt und beleidigt, daß Niemand Rücksicht darauf nimmt, und alles ungestört seinen alten Gang fortgeht. Junge Leute von einigem Talent halten sich alle für Genies und wollen nichts weniger als die Welt reformiren. Dieser unbestimmte Drang sich wirksam zu erweisen, steht mit dem noch stärkern Hang so viel als möglich zu fühlen, und zu genießen, im Widerspruch, beyde aber führen vereint zu der Sucht, den Ort, die Verhältnisse, den Stand so oft als möglich zu verändern, als wenn durch diesen Wechsel die innere Lee-

re ausgefüllt, oder die Unruhe gedämpft werden könnte, die in einem ungemessnen, ungezügeltten Verlangen ihren Ursprung hat.

Die meisten Unzufriedenen und sogenannten Unglücklichen erregen mehr unsern Unwillen, als unsere Theilnahme, da ihre Lage sie keineswegs dazu zu berechtigen scheint, sondern im Gegentheil oft sehr günstig, und sogar beneidenswertig ausieht. Betrachten wir sie aber näher, so finden wir ihr Unglück darum nicht weniger wirklich, indem es, unabhängig von Außen, in ihrem Innern seinen Sitz hat. Der Mangel an Gleichgewicht zwischen den Kräften eines Menschen, so wie das Mißverhältniß der Kraft überhaupt zu den äußern Mitteln, reichen allein schon hin, eine fortdauernde Unbehaglichkeit zu erzeugen, die endlich in ein peinliches Gefühl und in Lebensüberdruß übergehen kann. Die heutige Erziehung, und noch mehr die neueren, mehr romanhaften als romantischen Ansichten des Lebens sind ganz geeignet, die Jugend früh zu verwöhnen, und noch in der Blüthenzeit des Lebens ihrem Geist eine schiefe und einseitige Richtung zu geben. Die niedern Stände werden nur zur Handarbeit aufgezogen, weshalb sie zu allem, was eigenes Denken erfordert, untauglich sind. Bey

der Erziehung der höhern Stände aber ist ein zweyfacher Mißbrauch auffallend. Diejenigen, die man für den gelehrten Stand bestimmt, werden mit Namen, Zahlen, Thatsachen, und fremden Ideen so überladen, daß sie für das Leben unbrauchbar, und in der Literatur kaum zu Handlangern gut genug sind. Was nützt es, wenn jemand bey einem eintretenden Fall die besten Gedanken des Cicero, Horaz, oder Seneca auswendig weiß, aber eine Albernheit vorbringt, wenn er um seine eigene Meinung gefragt wird? Jede Kraft, physische oder geistige, trägt nur so und so viel, und es wird ein außerordentlicher Kopf dazu erfordert, um seine Eigenheit unter einem Schwall von Gelehrsamkeit aufrecht zu erhalten.

Ein zweyter Mißbrauch ist der spielende Unterricht, und die frühzeitige ungeordnete Lectüre, der sich junge Leute ohne Zweck und Plan zu überlassen pflegen. Besonders führt das Lesen der Dichter zu einer Zeit, wo der Verstand noch unreif und wenig geübt ist, zur Phantasterey, und reizt die Sinnlichkeit aus ihrem wohlthätigen Schlafe auf. Die Phantasterey, diese Modkrankheit unserer Zeit, geht unmittelbar aus der ungleichen Übung, und der vernachlässigung unserer höheren Kräfte hervor. Wir tradu-

men mehr, als wir fühlen, wir fühlen mehr als wir denken, und wir denken lieber statt zu handeln. Die Gründe dieser so verkehrten Art zu seyn, liegen sehr tief in den Einrichtungen der modernen Welt. Den vollständigsten und auffallendsten Contrast damit stellt die Geschichte der Römer, und noch mehr die der Griechen in ihrer schönsten Zeit uns zur Belehrung auf.

Betrachten wir dagegen als seltenes Gegenstück das unwandelbare Leben ruhiger Menschen, so bemerken wir zuerst, daß eine gewisse Zufriedenheit über ihr ganzes Wesen ausgebreitet ist. Wer dreyßig Jahre hindurch dasselbe Haus bewohnt, beynabe dieselben Möbeln gebraucht hat, und sein erstes Geschäft noch ungestört fortsetzt, ist, bey übrigens gleichen Verhältnissen, schon allein dadurch glücklicher, als wer in dieser Zeit Europa durchwandert, fremde Palläste besucht, und in den verschiedensten Geschäften sich herumgetrieben hat. Nur durch unsere Empfindungen sind wir glücklich. Alles was den Menschen umgibt, was er täglich sieht, und anhaltend treibt, umschließt ihn mit Armen der Liebe, er lebt darin, und fühlt sein Daseyn festgehalten und erweitert. Aus dieser süßen Gewöhnung, aus einer traulichen Anhänglichkeit an das Alte, Bekannte, Zugehörige ge-

hen die schönsten, menschlichsten Gefühle hervor. Selbst die Vaterlandsliebe hat bisweilen keinen gültigeren Grund, als unsere Vorliebe für den Boden, auf dem wir zuerst das Licht der Welt erblickt, und unsere frohe Kinderzeit durchspielt haben. Man hört zwar oft behaupten, nur in der Hoffnung fühle der Mensch sich froh und glücklich; aber jedes dauerhafte Glück gründet sich auf ein wirkliches Gut, auf ein Besizthum, und nur wer sich mit Ruhe über seine gegenwärtige Lage einer freudigen Hoffnung überlassen kann, genießt zugleich der Gegenwart und der Zukunft. Daher sind Glücksritter und Abenteurer trotz dem Flitzterglanz, der sie bisweilen umgibt, immer unglücklich, denn Uebermuth ist nicht Zuversicht und Leichtfertigkeit kein Wohlbehagen. Schwerlich wandert jemand nach Amerika aus, der noch etwas in seinem Vaterland zu gewinnen, oder zu verlieren hat; wie viele unserer Veränderungen, nach denen wir so begierig haschen, sind aber noch gewagter und schwieriger, und am Ende der neuen Bahn finden wir kein Amerika.

Besonders ist der oft so leichtsinnig gewagte Uebergang von einem Stand zum andern mit großer Beschwerde und Gefahr verbunden. Wenn man bedenkt, wie viel weniger Anstrengung es kostet, sich bey einem schon bekannten

Geschäft zu vervollkommen, und dadurch weiter zu bringen, als es braucht, um sich in einen neuen Geschäftskreis einzuwerfen, und die demselben eigenen Geschicklichkeiten zu erwerben; so erstaunt man, wie Männer von geseßtem Alter einen so bedenklichen Schritt oft ohne Noth thun können. Der Grund dieser Wagniß liegt nicht sowohl in dem verführerischen Glanz, den alles Fremde uns von Ferne zeigt, als in dem Irrwahn sich für vielseitig ausgebildet, und wohl gar für einen universellen Kopf zu halten. Dieser Irrthum ist um so lächerlicher, da unsere einseitige Erziehung, und unser bloß häusliches Leben weit günstiger sind, ein isolirtes Talent zu erzeugen und auszubilden, als ein Genie zur Reife zu bringen. In der That lehrt die Erfahrung, daß die M a n i e r den Charakter der modernen Bildung ausmacht, und daß die meisten in den Künsten und Wissenschaften ausgezeichneten Köpfe sich mit einer einzigen Idee getragen, oder doch nur ein kleines Feld im unermesslichen Gebiet des Wahren und Schönen angebauet haben. Man kann es vielmehr als das Kennzeichen eines guten Kopfs aufstellen, daß er seine Grenzen kennt und nicht überschreitet, so wie ein unruhig umherschweifender Trieb nach Thätigkeit von tränkender Phantasia-

sterey zeugt, die entweder Mißgeburten erschafft, oder sich in matte Nachahmung verliert.

Untersucht man, woher die in unserer Zeit eben so seltene als beglückende Gleichmüthigkeit und Ruhe des Geistes entspringt, so finden wir, daß sie sich auf ganz verschiedene Gründe zurückführen läßt. Bey einigen rührt sie von einem phlegmatischen Temperament her, das von einer Trägheit des Geistes begleitet zu seyn pflegt. Solche Menschen sind darum keineswegs albern, sondern bloß schwerer in Bewegung zu setzen, sie denken wenig, aber desto richtiger, und obgleich geschworne Feinde jeder unnöthigen Veränderung, so sind sie doch fähiger, im Fall der Noth, einen Entschluß zu fassen, und ihn mit Stetigkeit auszuführen, als diese beweglichen, quecksilbernen Köpfe, die nur Beschlüsse fassen, um sie mit neuen Planen zu vertauschen.

Weit schätzbarer als diese Phlegmatiker sind diejenigen, deren Ruhe im Gemüth entspringt, und in der Beständigkeit ihrer Neigungen begründet ist. Es gibt Menschen, die nur einmal lieben, aber für ihr ganzes Leben. Mit Recht kann man sie die schönen Seelen heißen, denn das Beschäftigtseyn mit demselben Gegenstand erhöht ihr Gefühl, und verwahrt

sie vor so vielen verführerischen Eindrücken, denen Andere unterliegen, oder kaum entgehen. Erfreulich ist es, zu sehen, wie aus einer herrschenden, wohlthätigen Neigung, z. B. Liebe oder Freundschaft, so viele andere Tugenden sich entwickeln. Der Liebende, oder der Freund ist zugleich gerecht, mitleidig, hilffreich und aufopfernd. Eingehüllt in eine anmuthige weibliche Gestalt wirkt ein solches reines, liebendes Gemüth besonders wohlthätig, und gleichsam wie ein Schutzengel auf die übrigen Erdenkinder. Bey einem Manne artet diese weiche, auf einen Gegenstand sich beschränkende Fühlbarkeit beynah in Weiblichkeit aus, und macht ihn unfähig, irgend eine bedeutende Rolle im Leben zu spielen.

Die dritte Classe besteht aus den tiefen Denkern, die nur mit dem Geist und in ihrer eigenen Gedankenwelt leben. Wir brauchen hier nur den Archimedes als Beyspiel anzuführen, der bey dem Eindringen des Feindes in sein Zimmer keine andere Furcht hatte, als daß man seine mathematischen Figuren verwischen möchte. Dergleichen seltene Männer sind mehr als geistige Erscheinungen zum Wohl der Menschheit, denn als wirkliche, des Lebens sich freuende, Menschen anzusehen.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß gerade die veränderlichsten Menschen damit aufhören, sich an ein lebendiges oder lebloses Spielzeug zu hängen. Ein rastloser Reisender kommt endlich dahin, daß er nichts thut, als Muscheln oder Schmetterlinge sammeln, ein verlebter Stutzer spielt wenigstens jeden Abend Trictrac oder Mariage, und eine Coquette verschenkt endlich ihr flatterhaftes Herz auf den Rest ihrer Tage an einen Bologneser oder einer Cyperkaze.

Unter die beliebtesten aber meistens unglücklichsten Veränderungen gehören diejenigen, welche Schriftsteller an einem Theile ihres Selbsts, nämlich, an ihren Schriften vorzunehmen pflegen. Besonders hier ist der schon angeführte Satz wahr: daß jede Veränderung, die etwas nicht besser macht, es verschlimmert. Man sollte nicht glauben, daß Männer von Geist und Einsicht fähig wären, ohne ihren Ruhm zu bedenken, sich an ihren eigenen Werken, ja, an den gelungensten, lebendigsten Kinder ihres Genius zu vergreifen. Jedes geistreiche Jugendwerk ist so eigenthümlich, und wie aus einem Guß, daß es sich nicht mit späteren Veränderungen oder Zusätzen vertragen kann. Selbst die Fehler eines Jugendwerkes sind so innig mit seinen Vorzügen durchwebt,

daß jedes Verwischen derselben eben so unangenehm auf uns wirkt, als wenn man an einem geliebten Gegenstand ein kleines Maal das wir selbst liebgewonnen haben, uns wegnehmen wollte. Freylich sieht der reifere Schriftsteller an seinem frühern Werke eine Menge von Mängeln und Unvollkommenheiten, die ihm bey dem Entwerfen derselben verborgen blieben, aber er kann ihm nur nehm en, und nichts Gleichartiges geben; denn jede Veränderung wird das Gepräge der spätern Zeit unverkennbar an sich tragen. Am wenigsten ist das Alter dazu geeignet, die Werke der Jugend zu verbessern. Der Verstand wird zwar mit den Jahren durch die Übung schärfer, aber der heitere Sinn trübt sich, die Phantasie erlischt, und selbst das Aufstreben zum Idealen verliert sich in starre Anhänglichkeit an das Wirkliche, an die bestehende Regel. Es ist bekannt daß Titian in seinem hohen Alter mehrere seiner frühern Gemählde durch Aenderung verdorben hat, und ein ähnliches Beyspiel sehen wir an einem großen Dichter unserer Zeit. Es wäre billig, daß das bedächtliche Alter die Sucht vortheilhafter zu erscheinen, und besser zu machen, der feurigen Jugend überliesse, und, ruhend unter dem Schatten des errungenen Lorbeers, an der Betrachtung desselben, was es gethan, und was es gewirkt, freudige Beruhigung und Stärkung fände. W. N.

